



# Monika

Zeitschrift  
für katholische Mütter  
und Hausfrauen

Organ der Katholischen Eltern-  
vereinigungen Bayerns



Nr. 13 / 63. Jahrgang

Halbmonats-Ausgabe + Postauslieferungsort Augsburg

2. Juli 1931

## Einkehr und Ausblick.

Gott geweiht.

Die Berufsfrage ist eine Lebensfrage. Durch die Berufswahl wird bei den meisten Menschen auch vielfach schon der Standeswahl die Richtung gegeben. Wenn ich jetzt das Wort „Standeswahl“ gebrauche, dann meine ich diese drei Stände: Den Ehestand, den jungfräulichen Stand in der Welt, den jungfräulichen Stand im Kloster. Denn in einem dieser drei Stände wird jeder Mensch nach Gottes Willen leben. Ich möchte heute mit dir über den jungfräulichen Stand im Kloster plaudern. Mehr oder weniger denke ich auch dabei zugleich an den geistlichen Stand in der Welt. Denn über die beiden ersten Stände, namentlich über den Ehestand, bist du sicher besser unterrichtet als ich, und da kannst du deinen Kindern vielleicht wirksamere Ratschläge geben als ich.

1. Eines mußt du dir hier ganz allgemein und gut merken. Laß dem Kinde freie Wahl. Zwinge das Kind nicht zum geistlichen Stande oder zur Heirat, wenn es dazu keine Lust hat. Verbiete ihm auch nicht den Eintritt ins Kloster. Es hat diese Wahl mit sich selbst und mit Gott abzumachen. Er führt und lenkt geheimnisvoll eine jede Seele. Höchstens dürfen die Eltern prüfend und ratend zur Seite stehen, damit Glaube und Vernunft das Richtige treffen.

2. Wenn der liebe Gott eines oder gar mehrere deiner braven Kinder auserwählt hat, ihm in besonderer Weise im Kloster oder geistlichen Stande zu dienen, o Mutter, dann hat er dich und deine Familie in besonderer Weise gesegnet. Wenn also eines deiner Kinder mit dieser Wahl kommt, dann freue dich und frohlocke und beweise dich wert, ein solches Kind zu besitzen und laß dich von deinem Kinde an Opfergeist und Heldenmut nicht übertreffen. Sieh es als eine Gnade Gottes an. Gewiß, menschlich oder noch besser weltlich gesprochen, kann es ein schweres Opfer sein, dich von deinem Kinde zu trennen. Aber in Wirklichkeit ist es gar keine Trennung. Das Kind ist dir gar nicht genommen; im Gegenteil, es steht dir viel näher, es bringt Gottes Segen und Verheißung. Und darum freue dich und singe Lob dem Herrn, der da angesehen hat die Niedrigkeit deines Hauses und einen berufen hat zu seinem Dienste. Ach die Welt spricht manchmal so geringschätzend und spöttisch über solche, die sich im Kloster „lebendig begraben“. Sie wissen es nicht besser. Auch so manche Mutter widersezt sich der Wahl ihres Kindes, und verweigert ihre Zustimmung, weil sie glaubt, das Leben im Priester- oder Ordensstande wäre so freudelos und traurig. Den allerschärfsten Tadel aber verdient eine Mutter, wenn sie gegen eine solche Wahl ihres Kindes ist, weil es ihrem mütterlichen Stolze und Ehrgeize mehr schmeichelt, sagen zu können: Unser Sohn ist

Professor oder Doktor, unsere Tochter, die Frau Amtmann und dergleichen mehr. Wie viele Mütter vernichten durch ihre Verweigerung das wirkliche Lebensglück der Kinder, ja gefährden sogar ihr ewiges Heil! Und wieviel Gutes und Großes verhindert eine Mutter, das der Herrgott durch ihr Kind zu seiner Ehre und zum Heile so vieler unsterblichen Seelen wirken wollte! Verständlich wäre es ja wohl, wenn eine Mutter einzig und allein nur aus dem Grunde ihre Einwilligung verweigern würde, weil sie sonst keinen Menschen mehr hätte, der in alten und kranken Tagen für sie sorgen würde. Da geht das vierte Gebot für das Kind vor.

3. Wie wäre es, liebe Mutter, wenn du selber den Beruf zum geistlichen Stande oder zum Kloster für dein Kind von Gott erbitten würdest? Die Mutter kann sehr gut die Atmosphäre daheim schaffen, in der ein solcher Beruf geheißt. Tue es durch dein Gebet, deine Belehrungen, durch deine Erzählungen, durch deine Entschuldigungen und Opfer, durch dein gutes Beispiel. Du denkst vielleicht: „Ja es fehlt doch auch nicht an solchen, die es sehr bitter bereuen, ins Kloster gegangen oder Geistlicher geworden zu sein.“ Das stimmt. Es gibt auch Eltern, törichte Eltern, die ihr Kind zum Ordens- oder Priesterstande nötigen und zwingen. Beides, das „Fernhalten“ und „Zwingen“, ist gleich verwerflich. Nur jene, die berufen sind, sollen diesen Stand wählen.

4. Ich will dir nun einige Kennzeichen angeben, woraus man den Beruf des Kindes zu solch heiligem Stande erkennen kann.

Erwarte bei der Berufung kein außerordentliches Zeichen. Es kam vor. Aber Gott hat andere Mittel genug, seine Absichten kundzutun. Zu allererst spricht er seinen Willen aus in der natürlichen Anlage und Neigung zu einem Berufe. Beobachte dein Kind. Ist es fromm, findet es Geschmack an himmlischen Dingen, liebt es nicht die lauten Weltfreuden, aber mehr die Stille und Einsamkeit, dann können das Anzeichen des echten, aufkeimenden Berufes sein. Noch klarer siehst du, wenn dieser Drang trotz der Hindernisse, die auftreten, bleibt, ja gestärkt wird. Diese Hinneigung, diese Seelenrichtung zu einem vollkommenen Leben muß also beharrlich, nachhaltig und dauernd vorhanden sein. Dann ist sie das Anzeichen eines echten Berufes. Unterscheide und prüfe recht vorsichtig. Es ist kein echter und wahrer Beruf, wenn der Entschluß zu solchem Gottesdienste geboren wird aus irgendeiner flüchtigen Begeisterung des Herzens. Da fühlen manche Antriebe zu Höherem bei einem Besuch im Kloster, in der früheren Erziehungsanstalt, bei der Einkleidung Bekannter. In Wirklichkeit ist es aber nur Augenblicksstimmung und Raketenfeuer. Also nur ständige, dauernde, beharrliche Neigung.

Zu solchem Berufe ist auch eine gute Gesundheit nötig. Das Kind muß wenigstens eine solche Gesundheit mitbringen, daß es die gewöhnlichen Arbeiten täglich verrichten kann. Denn im Kloster wird auch fleißig geschafft, nicht bloß gebetet. Das Kloster ist keine Versorgungsstätte, wo man die Hände müßig in den Schoß legen kann.

Weiter darf dein Kind, wenn es ins Kloster will, keine ausgesprochene Neigung zur Ehe haben. Mehr oder weniger haben wir vom Herrgott alle eine gewisse Neigung mitbekommen. Ich sage, keine ausgesprochene. Das erhellt auch schon aus dem, was ich dir eben schrieb.

Und was ich jetzt angebe, ist das Allerwichtigste. Wer ins Kloster will, darf keinen dicken Schädel haben. Das meine ich nicht wörtlich, sondern bildlich. Man muß gehorchen können. Auf die Dauer vielleicht das Schwerste im Kloster. Gerade über diesen letzten Punkt stelle deine Beobachtungen an. Was hat dein Kind hier für einen Charakter? Ist es vielleicht empfindlich, reizbar, tadelstüchtig, mißtrauisch, zänkisch, rechthaberisch, unverträglich engherzig, mürrisch, traurig, verbohrt in eigene Ideen? Dann — paßt es nicht gut ins Kloster! Ist es aber willig, gehorsam, heiter, munter, geweckt, beobachtet es gut das vierte Gebot, dann paßt es gut fürs Klosterleben. Siehe, in all diesem mußt du dein Kind frühzeitig studieren und beobachten, damit du als Mutter schon Klarheit hast, wenn dein heranwachsendes Kind zu dir kommt und diese Lebensfrage mit dir besprechen und entscheiden will.

Weise es auch an seinen Beichtvater und Seelenführer. Der kann vielleicht das beste Urteil abgeben. Oder schicke es mal zu Standesexerzitien. Die haben schon manchem Menschen vor der Berufswahl alle Zweifel genommen und viel Klarheit und Ruhe und Sicherheit gebracht. Vor allem vergiß nicht das Beten. Bete mit deinem Kinde zusammen: „Tue mir kund, o Herr, den Weg, worauf ich wandeln soll.“ Betet zur Mutter Gottes, zur Mutter des Guten Rates. —

Liebe Leserin! Sollte sich dein Kind zum Ordens- oder Priesterstande berufen fühlen, so freue dich. Und wenn du durch deine ganze Erziehung dazu geholfen hast, das Samenkor zu Entwicklung zu bringen, dann beglückwünsche ich dich. Deine Verantwortung vor Gott wird einmal leicht sein. Und eine sichere glückselige Ewigkeit steht dir und deinem Kinde bevor. Und das ist doch letzten Endes unser aller Ziel. Von dem Hause, in das dein Kind eintreten will zum Gottesdienst, gilt das Wort, das ich einmal über der Eingangstüre eines Trappistenklosters stehen sah: „Wenn es auch bisweilen schwer ist, hier zu leben, so ist es doch süß, hier zu sterben.“

## Aus einem Frauenleben.

Ein alter, verwitterter Grabstein am Fuße des Kirchturmes von Santo Tommaso in Turin gibt uns Kunde von einer einfachen Frau, deren sterbliche Hülle hier ihre letzte Ruhe fand. Die Inschrift lautet: „Hier ruht Luzia Borchino, Witwe Rayna von Turin. Eine Schwester des Dritten Ordens des heiligen Franziskus. Sie starb am 10. Mai 1768.“

Schon wollte das Andenken an jene hervorragende Frau der Vergessenheit anheimfallen, schon fanden die rastlosen Menschen keine Zeit mehr, vor dem alten Grabstein zu stehen und der einst so sehr verehrten Toten zu gedenken. Schon hatte man aufgehört, um ihre Hilfe und Fürbitte in Nöten und Drangsalen aller Art zu bitten, wie die Vorfahren dies einst so gerne und erfolgreich getan. Da ließ vor wenigen Jahren der Seelsorger an jener Kirche, Kurat Ballaro, in nächster Nähe des alten Grabsteines einen Gedenkstein aus weißem Marmor einmauern, dessen Inschrift einige Auskunft gibt über das Leben, die Schicksale, das Wirken derjenigen, die hier ruht. Gleichzeitig wurde in allen Pfarrbüchern und Dokumenten nachgeforscht. Es fand sich auch eine kurze, vom Beichtvater Luzias schon bald nach ihrem Tode verfaßte Biographie. So konnte im Jahre 1929 ein auf voller Wahrheit beruhendes Lebensbild verfaßt werden, aus dem ich hier einiges erzählen möchte.

Die kleine Luzia Borchino war noch nicht 11 Jahre alt, als sie bereits fünf kleine Geschwister und dann im Zeitraum von nur 14 Tagen ihre beiden Eltern im Tode verloren hatte. So kam die arme, kleine Waise in das Haus ihres Oheims Borchino, der zugleich ihr Vormund ward. Dessen Frau, die gute Giovanna Francesca, nahm die kleine Luzia mit mütterlicher Liebe an ihr Herz. Aber doch fand sie hier nicht wieder, was sie im Vaterhause besessen. Ihre Eltern waren

äußerst brave, christliche und tugendhafte Menschen gewesen. Unter ihrer Leitung war das Kind in fleckenloser Unschuld herangewachsen, hatte im Gebete, im stillen verborgenen Leben seine Freude gefunden. Gewiß neigte sich damals schon die junge Seele dem Klosterberufe zu. Onkel und Tante hatten jedoch kein Verständnis hierfür. Nach Sitte damaliger Zeit sollte Luzia schon recht bald ihren Unterhalt selber verdienen, und da ihre Mutter Schneiderin gewesen, sollte auch sie sich diesem Fache widmen. „Es wäre ja doch wirklich jammer-schade“, meinte der gute Onkel Vitale zu seiner Frau, „wollte man ein Mädchen von so blendender Schönheit hinter Klostermauern verborgen. Lasse nur mich gewähren. In wenigen Jahren werde ich sie vorzüglich verheiratet. Es wird nur eine Stimme sein, daß selbst ihr leiblicher Vater keine bessere Wahl hätte treffen können. Mein Mündel soll eine glückliche Frau werden, angebetet gleich einer Königin!“

Indessen saß diese zukünftige kleine Königin seelenvergnügt, emsig arbeitend in ihrem Zimmerchen. Sie hatte sich bereits genügende Fertigkeit erworben, um selbständig Arbeit übernehmen zu können. Ihre frohe Stimmung, ihre innere Freude galt aber nicht den Zukunftsplänen des Oheims, die hatte einen ganz anderen Grund. Das Haus des Oheims lag unmittelbar neben dem Kloster der Kamillianer, und Luzias Zimmer stieß an die Kapelle der Patres. Nur eine dünne Wand trennte sie also von ihrem Gott und Herrn, von ihrem himmlischen Bräutigam. Freudig erbeute ihr Herz bei diesem Gedanken. Im Wandel der einsamen Stunden kam aber dann öfters eine ängstliche, bedrückte Stimmung über sie. Kannte sie doch die Pläne des Onkels, und es fehlte schon jetzt nicht an Bewerbern um ihre Hand. Als einzige Erbin ihrer Eltern verfügte sie über einige bescheidene Geldmittel, außerdem war sie von ganz ausnehmender Schönheit, im Umgang gewandt und liebenswürdig. Luzia wehrte sich, so viel sie nur vermochte. Aber was galten zu jener Zeit die Wünsche, selbst der ausgesprochene Wille eines jungen Mädchens? Der Onkel meinte es ja auch wirklich so gut mit ihr.

So kam die gefürchtete Stunde, da er sie zu sich rief, zu einer entscheidenden Unterredung: „Ein so ernstes, braves Mädchen“, sprach er, „sollte doch wissen, ihre erste Pflicht sei der Gehorsam gegen jenen, der der Vaterstelle an ihr vertritt. Er übernimmt jede Verantwortung, du darfst ihm blind vertrauen. Wenn er dir sagt, dieser junge Mann paßt für dich, so ist dies die beste Wahl, die du treffen könntest. Du kannst dann ruhig die Augen schließen und ihn nehmen. Herr Ignazio Rayna, den du ja bereits mehrmals gesehen hast, ist der Sohn eines leider zu früh verstorbenen Ehrenmannes. Die Mutter hat 16 Kinder aufgezogen. Die ganze Pfarrgemeinde von Santo Stefano hat sich erbaut am guten Beispiele dieser Eheleute. — Und sage mir nicht, du seist noch zu jung. Will man den Trost erleben, eine zahlreiche Familie um sich erblühen zu sehen, so muß man eben früh heiraten. Ignazio ist wohl nicht so fromm wie du, aber das mußt du zu ersehen wissen. Er wird sich vielleicht auch in Zukunft mit seinen Freunden herumtreiben wollen, aber an dir ist es, ihn so zu fesseln, daß er nichts anderes mehr begehrt, nichts anderes mehr ihn anzieht, als du allein. Denke auch an das unerwartete materielle Wohlflein, das dich erwartet: Sein Vater hat ihm das Juweliergeschäft als Erbe hinterlassen. Alle Großen und Reichen der Stadt pflegen dort ihre Einkäufe zu machen. — Doch ich rede zu viel. Der Gehorsam, der so vieler Ueberredung bedarf, verliert seinen Wert. Morgen mußt ich Raynas Mutter Bescheid geben. Was antwortest du deinem Onkel und Vormund?“

„Ich gehorche, ich gehorche!“ stammelte das arme Kind unter Tränen. „Wohl beneide ich die Ordensfrauen um ihr stilles, frommes Leben, aber wenn dies nicht der Wille Gottes für mich ist, so füge ich mich.“

„Den Gedanken an das Kloster laß dir nur geschwind vergehen. Glaubst du, die Vögelein seien gerne im Käfige, wenn sie auch den ganzen Tag singen und jubilieren? Die Freiheit ist Gottes schönstes Geschenk, man darf nicht darauf verzichten. Du wirst eine Mutterfrau werden, eine heilige Mutter. Die Welt hat sie doch so nötig, die heiligen Mütter!“ Und so war es beschlossen. Luzia ward Braut, und wenige Wochen später führte Ignazio Rayna sie heim. Die Verwandten und Bekannten überboten sich, dem jungen Paar ihre Glückwünsche darzubringen und ihnen eine wolkenlose, schöne Zukunft zu prophezeien. Wer aber die Brautleute näher kannte und keinen Grund hatte, seine Gedanken unter rosigem Optimismus zu verbergen, der bemitleidete die schöne Braut und verglich sie mit einem geschmückten Lämmlein, das zur Schlachtbank geführt wird. —

„Ketten“ betitelt der Verfasser der Biographie jenen Abschnitt, in welchem er von Luzias Eheleben erzählt. Mit Recht. Voll des guten Willens suchte die junge Frau durch Freundlichkeit, Aufmerksamkeit und Pflichttreue zu ersehen, was ihr an natürlicher Liebe mangelte. Ihr Mann hingegen, dessen Liebe zur schönen Luzia nicht durch Religion geädelt war, betrachtete von Anfang an seine Frau als ein kostbares Kleinod, dessen Glanz niemand andern erfreuen durfte. So bewachte er denn stets diesen Schatz mit Argusaugen

und beargwöhnte die ahnungslose junge Frau in jeder ihrer schuldlosten Handlungen. Sie durfte sich kaum mehr außer dem Hause blicken lassen, wurde täglich mit anzüglicher Rede gekränkt, und nach kaum sechs Monaten hatten sich Eifersucht und Argwohn so festgesetzt im Herzen ihres Mannes, daß er sich nicht scheute, sie tötlich zu mißhandeln.

Während Herr Rayna seine unschuldige Frau mit solcher Strenge und Brutalität behandelte, ließ er seine eigenen Zügel um so lockerer. Stets verbrachte er die Abende und einen großen Teil der Nacht in leichtfertiger Gesellschaft außer dem Hause und kümmerte sich nicht im geringsten um den Gang seines Geschäftes. Das machten sich seine Angestellten zunutzen. Sie veräußerten oder vernachlässigten die Arbeit, die Zahl der Kunden verringerte sich, Schulden häuften sich auf Schulden, die Lieferanten wollten nicht mehr auf Kredit liefern — man war auf dem besten Wege zum Konkurs.

In jenen Tagen war es, daß einer der Mächtigen der Stadt Turin, der schon lange von Luzias Schönheit über Gebühr begeistert war, während der Abwesenheit des Gatten den Kaufladen betrat. Sich artig verneigend, legte er einen schweren Beutel voller Goldstücke auf den Tisch und erklärte, wie er durch diese Summe ihr zu Hilfe kommen wolle, da ihm die mißliche Lage der Firma wohl bekannt sei. Luzia war in ihrer Unschuld über die Mahzen erstaunt und gerührt ob solchen Edelmutes. Schon wollte sie ihren tiefgefühlten Dank in Worte kleiden, als sie voller Schrecken die heiße Leidenschaft im Blicke des Wohlthäters erkannte. Mit

schneller Bewegung suchte er sie in die Arme zu schließen, aber flink warf sie ihm den Beutel voller Goldstücke ins Gesicht und stürzte nach der Türe. Dort erklärte sie ihrem Feinde, sie werde durch ihr Geschrei die ganze Nachbarschaft alarmieren, wenn er nicht sogleich den Kaufladen verlasse. So mußte der Versucher weichen, hörte aber darum nicht auf, sie mit seiner Leidenschaft zu verfolgen und ihrer Tugend und Ehre nachzustellen. Ignazio, den seine Gattin von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt hatte, erkannte nun wohl deren Tugend und Treue, änderte aber deshalb doch nicht sein Verhalten gegen sie. — Nach wenigen Jahren war das Ehepaar in vollständige Armut versunken.

Fast sollte man glauben, Luzias Eheleben sei ganz ohne jegliche Freude, ohne Trost verfloßen. Aber kein Menschenlos ist so trübe, daß es nicht auch eine Lichtseite hätte. So ward es Luzia zweimal vergönnt, in süßem Mutterglück die köstlichste Himmelsgabe, ein liebes Kindchen, in ihre Arme zu schließen. Die Ankunft, die Taufe, das Heranwachsen der beiden kleinen Mädchen verjüngerte ihr sonst recht trauriges Dasein. Und zur rein natürlichen Freude gesellte sich noch das übernatürliche Hoffen, Gott, der Herr, werde der unschuldigen Kinder wegen deren Vater auf den Weg des Heiles führen. Tatsächlich blieb Ignazio dem Einflusse der Vaterfreude nicht ganz fremd. Für einige Wochen hielt sie ihn wohl etwas mehr bei Frau und Kindern zurück. Als aber seine finanzielle Lage eine ganz verzweifelte geworden war, als er als Arbeiter zu verdienen suchen mußte, wo er früher als Herr aufgetreten war, da erlosch wieder der helle Funke, der in seinem Herzen zu glühen begonnen. Wieder suchte er Trost und Vergessen in loser Gesellschaft, in übermäßigem Alkoholgenuß. Ja, es wurde noch schlimmer. Immer öfters machte er seiner Frau die widerlichsten Szenen, mißhandelte sie auf traurige Weise und setzte sie selbst dem Gespötte seiner licherlichen Gefährten aus. Manch mitleidige Seele wollte Luzia raten, sich von ihrem Manne zu trennen, aber entschieden und fest wies sie stets solche Ansinne zurück. Auch bezugten alle ihre Verwandten, sie hätte nie geflagt, nie bei ihnen ihr Herz erleichtert. Ihrem Manne begegnete sie stets so, als ob sie im besten Einvernehmen mit ihm lebte. Unter heißen Tränen betete sie für ihn.

Der alte Biograph berichtet: „Endlich nahte die Stunde, da der Herr seine treue Dienerin von der furchtbaren Last befreien wollte, die ihr ungerechter Lebensgefährte ihr auferlegt hatte. Ignazio erkrankte. Während des ganzen Lauses seiner Krankheit gab er seiner Gattin Gelegenheit, sich in der Geduld, der Liebe und Selbstlosigkeit zu üben. Tatsächlich pflegte und betreute sie ihn mit größter Sorgfalt und Umsicht. Endlich starb er mit den heiligen Sterbesakramenten versehen.“

So hatte Luzia wenigstens den Trost, ihren Gatten mit Gott versöhnt scheiden zu sehen. Sie selber hatte ihm ja immer verziehen,

sie hatte keine Abneigung, keinen Groll gefannt. Ihr schweres Leben, all ihr Herzeleid hatte sie Gott geopfert für ihn.

Wenige Monate nach dem Tode ihres Gatten finden wir Luzia in einem kleinen Laden, den sie mit dem letzten Reste ihres geringen Bargeldes eingerichtet hatte. Sämtliche Verwandte, Bekannte und Nachbarn hatten sie mit Vorschlägen einer zweiten Ehe bestürmt, schon aus dem Grunde, um die finanzielle Lage ihrer Kinder zu verbessern. Sie war ja auch erst 22 Jahre alt und in der Blüte ihrer seltenen Schönheit. Aber Luzias Herz stand nicht nach der Ehe. Nun Gott selber die Bande gelöst hatte, die sie umschlungen, wollte sie dem Herrn allein angehören und ihre beiden Kinder gut und christlich erziehen. Dies sollte ihre Lebensaufgabe sein. Im Vertrauen auf Gottes Beistand hatte sie den kleinen Handel begonnen. Alles, was Frauen an Zubehör zur Anfertigung der Kleidung benötigten, fand sich in dem Laden. Luzia bediente ihre Kunden nicht nur mit der ihr natürlichen Liebenswürdigkeit, sondern auch mit größter Gewissenhaftigkeit und begnügte sich stets mit sehr bescheidenem Gewinn. So flogen ihr die Käuferinnen zu. Bald genügte der Ertrag ihres Handels nicht nur für ihren und der Kinder Unterhalt, sie hatte auch immer kleine Beträge bei der Hand, um Notleidenden zu helfen. Sie machte es sich dann zur Gewohnheit, ihr Einkommen in drei gleiche Teile zu teilen: der erste für ihre kleinen Mädelschen, der zweite galt den Freunden Gottes, den Armen, der dritte sollte für sie selber bestimmt

sein. Aber aus diesem dritten Teile nahm sie noch alles hinweg, was nicht ganz nötig war und legte es in die Hand der Armen. Dabei vernachlässigte sie ihre Kinder in keiner Weise. Gewiß wäre es ihr Wunsch gewesen, des Morgens lange Stunden in ihrer geliebten Kirche zu verbringen, mehrere heilige Messen zu hören und ungestört diesem Zuge ihres Herzens zu folgen. Aber sie wußte wohl, daß solch äußere Werke der Frömmigkeit keinen Wert haben, wenn sie mit unseren Pflichten nicht übereinstimmen. Sie widmete daher ihre freie Zeit fast ausschließlich der Erziehung der Kinder, lehrte sie beten und

gehörten, hielt sie stets in ihrer Nähe und suchte ihren Geist, ihr Herz zu bilden. Auch benutzte sie jede Gelegenheit, um gute, fromme Gedanken in ihnen zu wecken. So entdeckten einmal die Kinder auf einem Spaziergange außer der Stadt an einem alten Hause eine Sonnenuhr. Sie wußten nicht, was dies sei. Die Mutter erklärte: „Wie die Sonne am Himmel stets weiter rückt, so schreitet auch der Schatten jener Eisenstange langsam vor, von einer Zahl zur andern und weist dort die Stunden. Und seht ihr wohl das Sprüchlein, das darunter steht? „Eben ist die Stunde, Gutes zu tun!“ Ein schönes Wort. Fragt ihr mich in Zukunft, wieviel Uhr es sei, wird meine Antwort stets lauten: „Eben ist die Stunde, Gutes zu tun!“ So schnell fliegt ja die Zeit dahin — nichts wird uns bleiben als das vollbrachte Gute.“

Wir Mütter des 20. Jahrhunderts staunen ob der strengen Erziehungsweise damaliger Zeit. Wie ernst jedes kleine Vergehen gerügt, wie unerbittlich die praktische Übung des Gehorsams, der Selbstverleugnung gefordert wurde! Und doch, welch innige, warme Liebe umschlang damals stets Eltern und Kinder!

So kam das Jahr 1765. Margarita, das Ältere der beiden Mädchen, konnte nicht mehr zur Schule gehen. Ein böses Fieber hatte sie ergriffen, kraftlos lag sie in ihrem Bettchen. Trotz liebevollster Mutterfürsorge, trotz allen Bemühungen des Arztes starb die Kleine am 12. Mai, während ganz leise die lieben Worte des „Freue dich, o Himmelskönigin“ auf ihren Lippen schwebten. Sie war erst neun Jahre alt.

Und kaum acht Monate später raffte dieselbe Krankheit das kleine Thereschen hinweg. Raum hatte die weiße Taube den Flug zum Himmel angetreten, forderte die weinende Mutter ihre anwesende Freundin auf, mit ihr das „Tedeum“ zu sprechen. War ihr wohl damals schon eine Mahnung von oben geworden, sie werde bald mit ihren Kindern wieder vereint sein?

Still und trübe flossen nun Luzias Tage dahin. Mit den beiden geliebten Kindern war alles Leben, aller Frohsinn aus dem Hause gewichen. Immer wieder mahnten die leeren Bettchen, die unbenutzten Stühlchen an das verlorene Glück. Die schmerzgebeugte Mutter fühlte sich so allein, so ganz allein! Was sollte sie unternehmen? So tatenlos, so nutzlos weiterleben konnte sie nicht.

Bald fand Luzia Antwort auf diese Frage. Schon oft hatte sie gefährdete Mädchen zu retten gesucht, hatte gemahnt und gebetet,

## Voller Sommer.

Von Theresie Frese.

Um gelbe Aehrenfelder sprühen Sonnenkränze,  
Und Lerchenlieder tropfen aus der klaren Luft,  
Der lose Sommerwind küßt lachend rote Rosen,  
Und leuchtend ist der Tag, voll Schimmer und voll Duft.  
So leuchtend und so überreich und sonnenfrunken  
Und so voll Süße und verborg'ner Innigkeit,  
Als ob ein großes Feiern heimlich sich bereite  
Und jeder Tag frug jetzt ein gold'nes Hochzeitskleid.

Stellen verschafft, sie der Gefahr entrückt, ihnen in finanziellen Nöten geholfen. Da Luzia nur ganz allein stand, verließ sie zwei Zimmer mit mehreren Betten und gründete so ein kleines Heim, wo stellungsuchende Mädchen oder solche, die arbeitslos waren, unentgeltliche Aufnahme fanden. So mannigfache Anstalten, wie wir sie heute besitzen, gab es damals noch nicht, darum waren Luzias Zimmer immer besetzt. Auch wurden die Seelsorger der Stadt auf dieses kleine Asyl aufmerksam und sandten ihr Schützlinge zu. Dann war es wohl eine tieftraurige Mutter, die ihr eine auf Irrwege geratene Tochter zuführte; es kamen von ihren Männern verstoßene Frauen, verlassene, mittellose Geschöpfe. Für alle fand Luzia das richtige Wort, richtete sie auf, verschaffte Arbeit oder passende Stellen. Es läßt sich nicht ermessen, wie vielen sie auf diese Weise zur Mutter wurde. — Aber auch ihr innerstes Gebetsleben hatte eine hohe Stufe der

einige wenige Tage hatte sie schwer zu leiden. Aber mit der Schwere des Leidens wuchs auch ihre Geduld und Ergebung. Bereits hatte sie alle Tröstungen der heiligen Religion empfangen, auch die Generalabolution war ihr mehrmals erteilt worden: sie war bereit. Am 10. Mai 1768 verschied Luzia Bocchino, verwitwete Rayna, im Alter von 31 Jahren.

Auf ausgesprochenen Wunsch der Verstorbenen fand ihr Begräbnis in aller Stille statt. Und trotzdem war eine mehrere Tausend zählende Menschenmenge versammelt, die „der Heiligen“ das letzte Geleit geben wollte. Schon damals erzählte man von wunderbaren Begebenheiten, von Gebeterhörungen, von plötzlichen Heilungen, von Befehrungen. Ganz besonders bemerkenswert erschien der plötzliche Wandel im Leben jenes reichen Edelmannes, der sie vor Jahren in ihrem Juweliergeschäft mit seiner glühenden Leidenschaft bedroht



Vollkommenheit erreicht. Immer inniger war ihr Geist mit Gott verbunden, immer stärker und heißer wurde ihre Sehnsucht nach dem Himmel. Obwohl sie sich ganz gesund fühlte, ordnete sie ihre zeitlichen Angelegenheiten für den Fall ihres Sterbens. Kaum war dies geschehen, befiel sie ein schleichendes Fieber, das sie zum Tode führen sollte.

Am 29. April 1768, einem Freitage, hatte sie zum letzten Male in ihrer geliebten Kirche zu Santo Tommaso der Segensandacht beigewohnt. Nach derselben bat sie ihren Beichtvater, ihre Beichte zu hören. Am folgenden Morgen erhob sie sich frühzeitig und wollte sich noch in die Kirche schleppen, um ihren Herrn und Gott zu empfangen. Sie war aber so elend und kraftlos, daß sie sich wieder niederlegen mußte. Der herbeigeholte Arzt konstatierte eine sehr gefährdrohende Lungenentzündung.

„Ach, mein Vater“, seufzte sie leise, als ihr Beichtvater sie besuchte, „ich will Ihnen gleich sagen, was mich am meisten bedrückt: Ich fürchte, das Fieber werde nicht so schlimm sein und ich wieder gesund werden!“ Nach wenigen Tagen hatte sich ihr Befinden jedoch so verschlimmert, daß man von Stunde zu Stunde ihren Tod erwartete. In Santo Tommaso läutete man bereits das Zünglein für sie. Ihre Seelenstimmung kennend, machte man sie darauf aufmerksam. Bei solcher Ankündigung rief die Sterbende: „Mein letztes Stündlein, mein Sterbegläcklein! O welche Freude, welche Seligkeit! Welch froher Tag, Welch selige Stunde!“ Sie konnte sich kaum fassen vor innerem Jubel. Noch

und ihr dann auch noch weiter nachgestellt hatte. Ja er hatte seine Frau verstoßen und führte ein schlechtes, ausschweifendes Leben. Nur wenige Stunden nach Luzias Hinscheiden fand er sich im Kloster der Franziskaner ein. Der Biograph erzählt: „Dem Pförtner, Vater Antonio, erschien an jenem späten Abende die Unterredung jenes Herrn mit dem Pater Vittorio endlos lang. Schweren Schrittes ging er vor der Zelle des Paters auf und nieder, um die beiden daran zu erinnern, daß er immer noch draußen warte. Es war ja seine Pflicht, den späten Besucher mit dem Lichte noch an die Pforte zu geleiten. Allerlei frevelhafte Urteile erwachten in seinem Innern: Welch schwere Sündenlast mochte wohl der hohe Herr auf seinen Schultern tragen! Und der arme Pater Vittorio sollte sie ihm gewiß alle abnehmen, alle! — Wenn die Befehrung nur wenigstens aufrichtig würde... heutigen Tages...“ Das Selbstgespräch ward unterbrochen durch das Deffnen der niederen Zellentüre. Der Herr sprach noch im Heraustreten mit dem Pater: „Nein, Vater, die heilige Kommunion will ich dann mit meiner Gattin vereint in unserer Schloßkapelle feiern. Bitte, bereiten Sie die arme Frau darauf vor, sie weiß noch nichts. Morgen um 9 Uhr werde ich dort sein. Wollten Sie dann wohl selber die heilige Messe dort lesen und uns das heiligste Sakrament spenden?“ Mehr hörte der gute Pförtner nicht. Aber seine Gedanken flogen hinüber in die Ewigkeit. Aniete dort nicht vor Gottes Throne eine arme, geringe Frau im Gebete für ihren Bedränger?“

Täglich mehrten sich die Verehrer der Verstorbenen, stets war ihr ärmliches Grab von andächtigen Betern umgeben, ungezählte Gnadengaben schrieb man ihrer Fürbitte zu.

Im Wandel der Jahre, als neue, vielleicht glänzendere Sterne am Himmel aufstauten, als niemand mehr lebte, der die arme Luzia gekannt, da senkte sich wohl Vergessenheit herab auf das stille Grab. Aber was schadet dies? Die ewige Glorie wird dadurch nicht verdunkelt, wie doch auch die Sonne im gleichen Feuer leuchtet, wenn auch eine Wolke ihren Glanz unserem Auge verbirgt. M. M.

## Jungfräulichkeit in der Ehe.<sup>1</sup>

Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; nach dem Bilde Gottes schuf er ihn; als Mann und als Weib schuf er sie. Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und tretet sie euch unter die Füße und herrschet über den Fisch des Meeres und über den Vogel des Himmels und über alles Lebende, das auf Erden sich regt.“ Das ist der Segen Gottes, wie er gleich auf den ersten Seiten der Schrift dem Menschen, der Ehe gegeben ist. Durch den Sündenfall ist er nicht weggenommen worden.

Das Naturgemäße, für die Ehe ursprünglich von Gott Gewollte ist der Kindersegel. Ein tiefer Sinn liegt in diesem Ausdruck, der heute oft genug halb oder ganz spöttisch gebraucht wird. Die Ehe soll ein Ackerboden sein, dem als Frucht durch den Segen Gottes Kinder Gottes für Zeit und Ewigkeit entsprossen.

Ein Acker braucht Regen und Sonnenschein und frische Winde. Im lichtlosen Hofe eines Mauerblocks kann ein Weizenfeld nicht gedeihen. —

Soll auch dann, wenn alle Bedingungen für das Gedeihen von Kindern zu fehlen scheinen, Fruchtbarkeit, die größte Fruchtbarkeit in der Ehe angestrebt werden?

Eine schwierige Frage, deren Beantwortung große Vorsicht erheischt.

Vor allem ist festzuhalten, daß in gar keinem Fall die Fruchtbarkeit der Ehe durch Mißbrauch der Zeugungskraft verhindert werden darf. Kein noch so triftig erscheinender Grund, keine wirtschaftliche Notlage, kein Rat und keine Warnung eines noch so angesehenen Arztes, keine vermeintliche oder auch wirkliche Gefahr für das Leben rechtfertigt den Mißbrauch der Ehe. Gott selbst könnte ihn nicht erlauben, weil es gegen seine Heiligkeit wäre. Soll eine Ehe nicht fruchtbar sein, so darf es nur dadurch geschehen, daß die Eheleute ganz enthaltsam sind oder nur in den Zeiten zusammenkommen, in denen eine Befruchtung nicht zu erwarten ist. Ob es solche Zeiten gibt, mag die medizinische Wissenschaft untersuchen. Gibt es wirklich solche Zeiten, so ist es sittlich erlaubt, bloß in diesen Zeiten zusammenzukommen. Denn Gott, der Herr, hat den Eheleuten den ehelichen Verkehr, die Bezeugung der ehelichen Liebe, für jede Zeit erlaubt, auch wenn keine Empfängnis stattfinden kann; er hat die Erzeugung von Kindern dem ganzen Menschengeschlecht als solchem, aber nicht den einzelnen Menschen vorgeschrieben; da der eheliche Umgang außer der Erzeugung neuen Lebens auch noch andere Zwecke hat, liegt auch keine Vergeudung der Zeugungskraft vor: es wird die gegenseitige Liebe bezeugt und die Begierlichkeit gedämpft. Die Stärke des Naturtriebs sichert, daß das ganze Menschengeschlecht als solches den Befehl Gottes erfüllt.

Es ist ferner zu beachten, daß manche Menschen sehr wohl Kinder erziehen können, aber aus Bequemlichkeit und Kleinmut Kinder fürchten. Gerade in den bemittelten Kreisen hat der Mißbrauch der Ehe angefangen. Freilich dürfen wir zugeben: die Kinder sollen nicht bloß das allerdürftigste Leben fristen können, sondern auch eine standesgemäße Erziehung und ein der Erziehung entsprechendes Fortkommen erwarten dürfen. Doch ist dies nicht so gemeint, als ob man jedem Kind in das Tragkissen die Zusicherung einer ausreichenden

<sup>1</sup> Mit Erlaubnis des Hochw. Herrn Verfassers der „Katholischen Kirchenzeitung“ (Salzburger Kirchenblatt) entnommen.

Rente für das ganze Leben legen müßte. Aber eine gewisse Grundlage sollten die Eltern doch bieten können.

Immerhin gibt es heute Verhältnisse genug, in denen auch vernünftige und gottesfürchtige Menschen, die fest auf Gott vertrauen, das Kommen von Kindern, vor allem von einer größeren Zahl von Kindern fürchten müssen; überspanntes Vertrauen kann Vermessenheit werden.

Müssen solche Menschen unbedingt auf die Ehe verzichten? Oder muß man bei ihnen ein Auge oder gar zwei zudrücken, wenn sie angesichts der „geschlechtlichen Not“ die Ehe nicht heilig halten?

Wer auf die Ehe verzichten kann, verzichte, sei aber dabei bedacht, daß sein Beweggrund möglichst geistig sei, daß er „um des Himmelreiches willen“, das heißt irgendwie im Hinblick auf Gott, im Hinblick auf übernatürliche Güter verzichte. Es ist durchaus nicht der Wunsch Gottes, auch nicht der Wunsch der Kirche, daß möglichst viele Menschen zur Welt kommen. Sonst könnten nicht die Menschen, die Gott besonders schätzt, die Priester und die Ordensleute ehelos sein. Gott rät die Ehelosigkeit, wenn sie „um des Himmelreiches willen“ erwählt, auch „um des Himmelreiches willen“ festgehalten wird, als das Höhere, Vorzüglichere an. „Wer es fassen kann, der fasse es.“ Es ist zu wünschen, daß recht viele hochgefinnte Menschen auf die Ehe aus hohen Beweggründen verzichten, weil dieses Opfer Gott ehrt, die Opfernenden glücklich macht, aber auch weil es den Eheleuten Raum schafft, daß sie Kinder erzeugen und aufziehen können.

Doch zu dieser Ehelosigkeit ist ein Ruf Gottes notwendig. Nicht alle erhalten diesen Ruf. Und selbst wenn ein Mensch ihn hört, so hört er bloß einen Rat, kein Gebot; ohne zu sündigen darf er heiraten, vor allem wenn der Ruf nicht ganz sicher ist. Nicht eines schickt sich für alle. Gott führt uns Menschen durch seine ganze Vorsehung, durch die Lage, in die er uns stellt, durch die Menschen, mit denen er uns zusammenbringt; ja die unbedeutendste Nichtigkeit kann Anlaß bieten, daß unser Leben einen tiefen Einschnitt erhält. Steht die Ehelosigkeit an sich auch höher als die Ehe, so ist sie doch nicht für jeden einzelnen besser; nicht immer nährt die gehaltvollere Speise den einzelnen besser; man legt jedem die Last auf nach seiner Kraft. Die Ehe ist ein Sakrament, eine große Hilfe im Leben in den äußeren Dingen, wie in den Angelegenheiten der Seele; „es ist nicht gut, daß der Mensch (Adam, der Mann) allein sei“. Die beiden Geschlechter ergänzen sich gegenseitig und sind sich Hilfe. Aus höheren Gründen kann auf diese Hilfe verzichtet werden; von den Berufenen können durch den Verzicht höhere Güter gewonnen werden, die über den Entgang der andern Güter weghelfen. Dabei bleibt immer bestehen, daß in der Ehe große Güter beschlossen sind.

Sollen nun junge Menschen, die sich zur Ehe bestimmt fühlen, zum vornherein auf sie verzichten, weil sie angesichts ihrer wirtschaftlichen Lage keine Kinder oder nicht viele Kinder

erziehen können? Oder sollen sie das Wagnis auf sich nehmen, für immer oder doch für eine große Zeit ihres Ehelebens enthaltsam zu sein? Daß sie die Geschlechtskraft nie mißbrauchen dürfen, darüber müssen sie sich klar sein. Daß sie auch nicht ungezählten Kindern das Leben schenken dürfen, wenn sie die Kinder nicht würdig aufziehen können, ist auch klar. Es fragt sich also: dürfen sie die Ehe eingehen, wenn sie die Notwendigkeit einer ganzen oder doch teilweisen Enthaltbarkeit vor Augen sehen?

Ist Enthaltbarkeit in der Ehe etwas Unmögliches? Ist die „geschlechtliche Not“ wirklich ein Druck, den unverfehrt auszuhalten über jede Kraft eines Menschen hinausgeht? Das kann nicht sein. Das geht schon daraus hervor, daß Gott von vielen Menschen Enthaltbarkeit fordert, streng fordert, auch nicht selten von Verheirateten, die Kinder aufziehen könnten, zum Beispiel bei gewissen Krankheiten, bei Geistesgestörtheit des andern Teils. Gott verlangt nie Unmögliches.

Ist Enthaltbarkeit in der Ehe schwer? Ja oder nein. Es kommt darauf an, wie man sie auffaßt, und es kommt darauf an, welche



Mittel man anwendet, um die Last zu erleichtern. Wer mit dem Ungefüg eines brünstigen Rosses auf sinnliche Lust aus ist, wer in der Ehe kaum etwas anderes sucht als eine Gelegenheit, die Sinnlichkeit zu befriedigen, für den wird Enthaltbarkeit schwer, ja unmöglich sein. Anders ist es bei dem Menschen, der in der Ehe vor allem das Geistige, die Verbindung der Seelen, das Uebelnatürliche, von Gott selbst geknüpfte und von Gottes Gnade getragene Band steht. Auch für einen solchen Menschen kann zu gewissen Zeiten die Enthaltbarkeit eine Last sein; wir sind gefallene, noch nicht voll erlöste Menschen; das Geheiß der Begierde und seinen Widerspruch gegen das Geheiß des Geistes verspüren wir mehr oder weniger in unsern Gliedern. Aber wenn ein solcher Mensch die nötigen Mittel anwendet, wenn die beiden Gatten eifrig beten, oft, vielleicht täglich die heilige Kommunion empfangen, wenn sie suchen, ihre eheliche Liebe immer mehr aus dem Körperlichen in das Seelische zu erheben, dann wird diese schwere Last erträglich, ja leicht und zuletzt süß.

Die wahre Liebe wird ja durch die Enthaltbarkeit nicht gemindert, sondern vermehrt. Das Geistige ist stärker als das Körperliche. Die wahre Liebe lebt von Opfern. Es ist ein Opfer, wenn der Mann seiner Gattin eine Mutterchaft erpart, die ihr nur Schmerz bringen müßte, nicht richtige Mutterfreude; es ist die feinste Kränklichkeit, die er ihr schenken kann. Es ist ein Opfer, wenn die Frau bei all ihrer Hingabefähigkeit sich mit dem Mann nicht körperlich eint, weil sie ihn nicht mit einer Vaterschaft belasten will, die ihn nur Schmerzen müßte. Für beide ist es ein Opfer, das sie Gott darbringen, indem sie die Fleischeshlust händigen.

Bei all dem geben wir zu, daß solche ganz oder teilweise enthaltene Ehen Ausnahmen sein werden. Sie setzen viel Hochherzigkeit, viel Opferinn, viel geistige Liebe, tiefe Verbundenheit mit Gott voraus. Aber sie sind möglich. Es möchte scheinen, als ob Gott durch die Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Lage auf der ganzen Welt zeigen wolle, daß ihm solche Opfer wohlgefällig sind, daß er seine Freude nicht bloß an Menschen hat, die „um des Himmelreiches willen“ keine Ehe eingehen, sondern auch an Menschen, die „um des Himmelreiches willen“ in der Ehe ganz oder zum Teil enthaltend sind.

Emil Dimmler, Pfarrer, Wilsingen.

## Ein Sonnenstrahl.

Ein leuchtender Strahl der goldenen Morgensonne drängte sich durch die Scheiben eines Dachfensters und fiel gerade auf die blitzschnell sich bewegende Nadel einer Nähmaschine. Eine junge Frau saß davor und nähte eifrig; ein ganzer Stoß zugeschnittener Hemden lag vor ihr. Zuweilen sah sie nach der Uhr. „Heute soll ich die Arbeit abliefern, und ich werde kaum fertig bis heute nachmittag vier Uhr“, sagte sie kopfschüttelnd zu sich selbst. Der Sonnenstrahl hüpfte jetzt auf ihre fleißigen Hände und lächelte ihr zu. „Was der Welt fehlt, sind Leute mit Sonnenstrahlen in den Augen“, die junge Frau hatte es irgendwo gelesen und unwillkürlich fiel ihr das Wort ein, während der kleine goldene Strahl ihr Gesicht streifte. „Sonnenstrahlen in den Augen — ob sie auch helfen, um so fröhlicher und emsiger zu schaffen?“ sagte sie, „ei, ich will's probieren“, und mit frischem Mut fing sie eine neue Naht an.

„Frau Nachbarin, haben Sie etwas kochendes Wasser? Ich habe noch kein Feuer und Grete möchte gern Kaffee haben, ich trinke dann in meiner Taglohnstelle.“ Eine alte Frau stand in der Tür und brachte zaghaft diese Bitte vor. Zu anderen Zeiten wäre eine kleine Unmutswolke über das Gesicht der jungen Frau geflogen; sie ließ sich nicht gerne in der Arbeit stören, heute leuchtete es wie ein Sonnenstrahl, während sie freundlich erwiderte: „Das Wasser dort im Kessel kocht, Frau Schmidt. Wenn Sie aufgießen wollen, nehmen Sie nur.“

Als die alte Frau mit dem gefüllten Kaffeekännchen wieder zur Türe hinausging, hatte sie den warmen Liebessonnenschein gefühlt und trug selbst ein Leuchten wie einen Sonnenstrahl in den Augen.

Sie trat zu dem sauberen Bette, das in einer Ecke ihrer Stube stand. Ein krankes, junges Mädchen lag darin, das begierig den angenehmen Kaffeegeruch einjog. „Würde sie ärgerlich, Großmutter?“ fragte sie ängstlich. „D nein, sie war so gut und lieb, es hat mir im Herzen wohlgetan“, sagte diese.

Der Sonnenstrahl hüpfte in das Herz der Kranken. Der Kassenarzt Dr. Menzer war gerade kein allzu freundlicher Mann, er sprach selten mehr mit seinen Patienten, als eben zur Praxis nötig war, besonders nicht mit den weiblichen. Dr. Menzer war ein Junggeselle, vielleicht trug das die Schuld daran. Bei dem Morgenbesuch in der kleinen Mansarde war er diesmal mürrischer denn je. Er mußte einen schmerzhaften Einschnitt bei der Kranken vornehmen und tat es mit aller Ruhe, ohne ein Gefühl von Mitleid, obwohl zwei ängstliche Augen auf ihm ruhten. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor“, sagte das junge Mädchen freundlich, während er ihr den Arm verband. — „Sie sind sehr liebenswürdig.“ Doktor Menzer sagte dies verlegen,

um doch etwas zu sagen; es war doch sonderbar, daß das Mädchen ihm dankte, er hatte ihm ja nur Schmerzen gemacht.

Grete dachte an die freundliche Nachbarin, an die glücklichen Augen der Großmutter und erwiderte frisch: „Man ist auch freundlich gegen mich.“ Als der Doktor in den Flur seines Hauses eintrat, trug er den Sonnenstrahl in seinen Äugen. Seine Haushälterin kam ihm mit verweintem Gesicht entgegen. Sie hatte um drei Tage Urlaub gebeten, um ihre franke Schwester zu besuchen, und der Doktor hatte es ihr abgeschlagen; das Gasthofessen war ihm zuwider. Er dachte soeben an seine dankbare Patientin, während ihm die Haushälterin den Mantel abnahm.

„Sie können gehen, Mine, ich habe mich besonnen“, sagte er zu ihr. Sie drückte ihm die Hand, daß es ihn schmerzte. Ihr Gesicht strahlte, als sie wieder in die Küche trat, der Sonnenstrahl verklärte es. In einer Ecke stand ein kleines Bettelmädchen. Mine hatte es eben hinausweisen wollen, als der Doktor dazwischen kam, und das Kind blieb in aller Unschuld stehen, als sie hinauslief.

„Da, Vene, hast du mein ganzes Mittagessen, ich bin schon satt“, mit diesen Worten packte sie dem Kinde den Korb voll der herrlichsten Lederbissen. „Mutter, Mutter, ich habe Suppe und Fleisch und Gemüse!“ rief Vene, als sie mit ihren Schätzen an das Lager der kranken Mutter kam. Die bleiche vergrämte Frau sagte: „Mein Gott, ich danke dir!“ Und der Sonnenschein ließ sich an ihrem Bette nieder und machte ihr Herz warm im Gedanken an die göttliche Liebesonne.

Es gibt so viele Sonnenstrahlen; wer aber ist bereit, sie aufzunehmen und weiterzugeben? Die Welt braucht „Sonnenkinder“, denn sie ist im Grunde genommen ein großes Krankenhaus voll kranker und betrübter Herzen. Wie notwendig ist es da, daß die, welche die Mittel des barmherzigen Samaritans kennen, gleich diesem durch die Welt gehen. Ein gutes Wort findet einen guten Ort, es ist oft wie ein Steinchen, das man ins Wasser wirft: Welle auf Welle entsteht und pflanzt sich bis ans Ufer fort.

R. B.

## Kleider machen Leute.

Sprichwörter haben in der Regel den Goldgehalt der Wahrheit. Entspringen sie doch der Lebenserfahrung von Generationen, ja von ganzen Völkern. Aber es gibt auch solche, hinter denen die Schellentappe des Narren klingelt, jener Person, die, oft mehr als ein bloßer Spazmacher, das Recht besaß, seine Umgebung höhrend auf Fehler und Schwächen aufmerksam zu machen. Solch eine spöttische, vielleicht als Hieb auf unangebrachten Kleiderluxus gedachte Redensart scheint mir das Sprichwort zu sein: „Kleider machen Leute.“

Oder, liebe Leserin, tun sie es wirklich? Du hast vielleicht viel Verkehr. Sei es, daß du ihn liebst, sei es, daß deine Lebensumstände ihn eben bedingen. Jedenfalls kennst du dann die sogenannten „Blender“. Menschen, die uns erst, sehr häufig dank ihrer äußeren Aufmachung, imponieren und bestreichen, die in der Folge um so hohler, dürftiger werden, je näher wir sie studieren können, je öfter wir mit ihnen zusammentreffen. Nicht minder kennst du auch jene Schlichten, Unscheinbaren, denen Talent und Lust fehlt, etwas aus sich zu machen. Persönlichkeiten, die auch im einfachsten Gewand von einer stillen Würde umgeben sind, die innerer Reichtum ihnen verleiht.

Kleider machen Leute — meinst du nicht mit mir, liebe Leserin, daß es übel bestellt ist um jeden, auf den das Wort etwa zutrifft, der Kleider braucht, um zu wirken? Und daß doch nur eine feinere oder gröbere Täuschung vielfach erstrebt und erreicht wird, die, oft unangenehm rasch für den Betreffenden, in Beschämung endet?!

Ich möchte dir hierüber ein ergötzliches und lehrreiches Geschichtlein erzählen.

Im vergangenen Herbst saß ich auf einer Bahnfahrt einer beklemmend eleganten, jungen Dame gegenüber. Von den zartfarbigen Stöckelschuhchen bis zum Wirbel des blonden Bubitopfes, den eine höchst aparte Kappe umschloß, war sie schlichtweg tabellos — tipptopp heißt meines Wissens der Fachausdruck hierfür. Das feine Voile-Kleidchen war am tiefen Halsauschnitt von einer Gemme zusammengehalten, es fehlte weder das Uhrarmband am Handgelenk, noch blinkende Ringe an den weißen Fingern. Hinter ihr hing ein großartiger, seidener Reisemantel nebst lächerlich kurzem Schirm, allerletzte Neuheit auf diesem Gebiet, und das Gepäck, zwei flache, helle Lederkoffer, war der Vornehmheit der Besitzerin durchaus entsprechend.

Ich lasse mir grundsätzlich von Dingen, die lediglich eine Geldfrage sind, nicht imponieren. Aber wer Lust hatte, mochte sich neben dieser Reiseschmählerin, die in völliger Nichtbeachtung unserer Benigheit lesend am Fenster saß, schon ein wenig degradiert und als Mensch niederen Ranges vorkommen. Meine Nachbarin links, eine sächsisch-bürgerliche alte Frau, sprach ganz gedämpft und verstümmte, als ihr schwerhöriger Gatte in einer unwilligen Handbewegung diese schwierige Unterhaltung ablehnte.

Da stieg ein neuer Fahrgast zu und setzte sich beherzt an den freien Platz rechts von mir, knie an Knie mit der Vornehmen.

Eines jener rotbackigen, drollig-berben Wesen, die man Trampel nennt, machte das Mädchen zunächst das elegante Gegenüber durch einige unfreiwillige Anrempfungen nachdrücklich auf sich aufmerksam und begann nach dieser Anknüpfung unbefangen eine Unterhaltung. In schöner Offenheit gab es als Einleitung seine Personalien. Es stammte vom Land, war aber seit zwei Jahren als Hausangestellte in Würzburg. Wenn es sich die Aussteuer verdient hatte, wollte es einen kleinen Eisenbahner heiraten und das Gütlein der Mutter übernehmen. Huldvoll hörte die junge Dame dem Geplauder zu und tat ein paar ganz belanglose Fragen nach der Art der Stellung. Der Trampel gab willig Bescheid. Und da geschah das Unerwartete, uns alle maßlos Verblüffende: Die Unschuld vom Lande beugte sich vor und fragte, ihrer Sache föhlich gewiß: „Wo sind denn nachher Sie im Dienst?“

Die Vornehme zögerte sekundenlang. Ihr weißes Puppengesicht wurde trotz der Puderschichte feuerrot. Dann gab sie aber der Wahrheit doch die Ehre, ein Zug, der mich für sie einnahm. Sie kam eben aus einer Saisonstelle in Bad Kissingen; für den Winter hatte sie einen Platz, auch als Zimmermädchen, in einem Frankfurter Hotel. Zunächst ging sie für kurze Zeit zu ihren Eltern.

„Hast du Woche!“ trompetete die Sächsin plötzlich ihrem Mann zu. Ihre blauen Augen waren kugelrund vor Staunen über die Enthüllung. Die zwei jungen Mädchen aber unterhielten sich für den Rest der Reise kollegial als zwei Wesen von gleicher sozialer Stellung und ziemlich gleichen Interessen; nur daß der „Trampel“ mit dem Eisenbahner und Gütlein in Aussicht die Hablichere war und sich auch als solche fühlte.

Am Schweinfurter Vorortsbahnhof stieg die Vornehme aus, und die andere reichte ihr das elegante Reisegepäck durch das Fenster. Still abwartend stand ein belagter Arbeiter im Hintergrund, das graue Gesicht von Sorge und Entbehrung gezeichnet. Und mit einem flüchtigen Blick auf die armselige Gestalt fragte das Mädchen vom Lande in seiner verblüffenden Einfühlung und Unverfrorenheit: „Das ist wohl Ihr Vater?“

Die Gefragte nickte. Abermals ging die Röte der Verlegenheit über ihr zartes, gepudertes Puppengesichtchen. Dann wandte sie sich dem dürftigen Männchen zu. Sie paßten schlecht zusammen — der schillernde Paradiesvogel und der braune, zerrupfte und verhungerte Spatz. Ein heruntergekommener Erwerbsloser, der den Glücksfall hatte, einer reichen Reisenden das Gepäck tragen zu dürfen — so mochte jeder mutmaßen, der das Paar dahinschreiten sah.

„Nee, hören Se“, sagte die wackere Sächsin empört, „ich spreche, die könnte nu schon was Bessres tun, als ihren Staat entfallen!“ Und das ganze Abteil pflichtete ihr laut oder schweigend zu.

In den allerletzten Wochen erst erinnerte mich, durch seine Gegensätzlichkeit, ein kleiner Vorfall an jenes Reiseerlebnis. Unter stärkstem Zudrang hielt ein altrenommiertes, großes Wäschegeschäft seine „Weiße Woche“ ab. In der Menge der meist sehr eleganten Käuferinnen fiel mir eine alte, silberhaarige Dame auf. Sie war dunkel und schlicht und durchaus nicht nach den Forderungen der letzten Mode gelleidet. Trotzdem war etwas an ihr und um sie — eine Sicherheit der Haltung, ein ruhiges Selbstbewußtsein, das von ihrer Zugehörigkeit zu feinen Kreisen sprach. Sie versuchte einige Male eine der starkbeschäftigten Verkäuferinnen für sich zu gewinnen. Vergeblich. Da kam zufällig die Abteilungsdirektrice — wie man sagte, ein verarmtes, adliges Fräulein — des Weges. Sie stuzte einen Augenblick, trat dann zu der alten Dame und fragte nach ihren Wünschen. Dann winkte sie eine Bedienung herbei, überwachte und beriet den kleinen Einkauf und führte die Käuferin zur Kasse. Dort verabschiedete sie sich dann von der Wegschreitenden mit einer sehr tiefen, sehr respektvollen Verbeugung.

„Wer war die Dame?“ hörte ich die Kassierin leise fragen, und darauf die Antwort der Direktrice: „Ich weiß nicht. Eine Dame von Stand jedenfalls. Das sieht doch ein Blinder.“

So urteilte eine Welterfahrene, selbst besten Kreisen Entstammende über eine ihr Fremde, die sich schlicht und ohne alle Prätention gab. „Wo sind Sie nachher im Dienst?“ hatte die Unschuld vom Lande die Hochnoble, aus der letzten Nummer der „Eleganten Welt“ Entsprungene, harmlos gefragt. Und da sagt das Sprichwort: „Kleider machen Leute!“

Liebe Leserin, mißverstehe mich nicht. Es kann nicht jedes dem Adel zugehörige, und der Stand eines Hotelzimmermädchens ist ein sehr ehrenwerter, sofern nur seine Trägerin selbst ehrenwert ist. Töricht und wenig ehrenwert in unserer armen, bedrückten Zeit aber ist es, durch unsinnige Verschwendung und Kleiderluxus mehr scheinen zu wollen, als man wirklich ist. Was liegt heutzutage, wo ja doch alle Grenzen in dieser Hinsicht verwischt sind, an dem Eindruck, den man dadurch vielleicht auf Fremde macht? Die katholische Frau weiß sich durch Besseres zur Geltung zu bringen als durch Kleider. Sie will und wird wirken durch Lauterkeit des Charakters, durch Takt, durch Herzengüte, vor allem durch jene schöne Gelassenheit, welche das sicherste Kennzeichen eines innerlich feinen und vornehmen Menschen ist. J. D.

## Andere tun es auch.

Dem wahren Leben nachgezählt. Von A.

Während ich unlängst beim Besuch einer Nichte die Treppe hinaufstieg, hörte ich aus dem Untergehoß Schreie aus Kindermund, wie sie nur die tiefste Verzweiflung kennt. „Was geht da vor?“ fragte ich bestürzt die mir öffnende Nichte: „gewiß ist etwas passiert, komm rasch nachsehen!“ — „Ist nicht nötig“, erwiderte gelassen Anna, „das Gebrüll stammt bloß von Fritz. Er soll nur noch eine Weile zappeln und für seinen Eigensinn büßen, das schadet gar nichts; er war schon oft unten und für einige Tage hat es noch immer genügt.“ — „Ist er im Keller?“ — „Ja.“ — „In der Dunkelheit?“ — „Selbstverständlich! Das ist doch gerade der Haupteffekt!“ — „Und du schämst dich nicht“, rief ich empört, „schämst dich nicht ins Herz hinein, daß du als Mutter kein anderes Mittel weißt, ein noch nicht vier Jahre altes Bübchen zur Fügsamkeit zu erziehen, als dies grausame, unnatürliche Ins-Dunkel-Sperren?“ — „Andere tun es auch“, erwiderte Anna gereizt; „und glaube mir, Tante, wenn du Buben hättest erziehen müssen, hättest du es bald gemerkt, daß nichts den Eigensinn so rasch bricht als ein Viertelstündchen Dunkelarrest!“ Während sie dies sagte, drang nochmals ein Schrei zu uns herauf, dann war plötzlich alles still.

„Ich will doch lieber nachschauen“, sagte jetzt Anna; „die Stille fällt mir auf. Andere Male brüllt er weiter, bis ich ihn herauslasse.“ Herauslassen — ja davon war in diesem Falle keine Rede. Denn, als wir in den Keller kamen, lag das Bübchen bewußtlos am Boden. Beim Anknipfen des Lichtes gewahrte ich eine dicke Kröte unweit des Kindes der Wand entlang kriechen. Offenbar war sie dem Kleinen nahe gekommen, und jedenfalls hat er sie gesehen, vielleicht hat sie ihn gar berührt. Man denke sich in die Lage des armen Knaben: allein und verlassen im dunkeln Keller, von wahnfinniger Angst erfaßt ob der Wahrnehmung, daß etwas Schreckliches ihm nahe. Kein Wunder, daß ihm die Sinne schwanden. „Ebenjogut hätte er am Schrecken sterben können“, erklärte nach stattgehabter Untersuchung der Arzt, „er wird davontkommen, aber lange, lange brauchen, bis der grausame Schlag auf die zarten Nerven seine Wirkung verloren hat.“ Beim Hinausgehen zeigte er auf seinen kleinen Hund, der wartend vor der Türe saß. „Sehen Sie“, sagte er, „den Kleinen muß ich noch erziehen, aber nicht einmal mit einem Tiere möchte ich so hart und roh verfahren, wie diese und so manch andere Mutter mit ihren Kindern“ . . .

Ich schreibe diese, wenn schon für viele Mütter tiefbeschämende Bemerkung, hier nieder; vielleicht fruchtet sie eher etwas, als es die so oft wiederholten diesbezüglichen Mahnungen und Warnungen tun. Und noch etwas will ich wahrheitsgetreu folgen lassen: ein Bild, das als ergreifendes Gegenstück zum oben beschriebenen paßt.

In der Zeit, als es unserm armen Bübchen wieder besser ging, brachte uns der Arzt einen Brief seines Bruders, den auch wir kannten. Er war Kaufmann und hatte vor Jahresfrist, einer guten Stellung wegen, das Vaterland verlassen. Auf Wunsch von Bruder und Schwägerin besorgte ihnen der Arzt ein gut empfohlenes Kinderfräulein. Sie hatten ein Mädchchen von vier Jahren und zwei Knaben von drei und fünf Jahren. So oft wir uns beim Doktor über das Ergehen der Familie erkundigten, hörten wir nur Gutes; auch das Fräulein schien restlos zu befriedigen. Und nun diese entsetzliche Wendung! Um es kurz zu sagen: Das Fräulein spielte mit den zwei jüngeren Kindern im Garten. Kurt, der Fünffährige, wäre gerne mit den Eltern ausgegangen; als sie es nicht erlaubten, ließ er seine schlechte Laune an den Gechwütern aus, indem er sie fortwährend im Spielen störte; das Fräulein mahnte und warnte, stellte Strafe in Aussicht bei Heimkehr der Eltern, aber es half nichts, die Ungezogenheiten nahmen eher noch zu. Da riß ihr die Geduld, und bevor sich's der Junge verah, saß er im Keller, dessen Türe dröhnend hinter ihm zufiel. Eine Stunde und noch mehr verstrich, bis die Eltern zurückkehrten. „Wo ist Kurt?“ lautete eine der ersten Fragen. Das Fräulein erschrak sichtlich, es hatte ja ganz auf den Buben vergessen, berichtete aber dann der Wahrheit gemäß den Verlauf der Sache. Dem Vater stieg der Zorn jäh auf. „Wenn der Knabe Strafe verdient hat“, herrschte er das Fräulein an, „so soll er sie haben, und zum Strafen steht Ihnen das Recht zu, niemals aber zum M i ß h a n d e l n und Malträtieren, wie Sie es getan haben. Doch davon später, jetzt nur gleich in den Keller, der Grausamkeit ihr Ende bereiten.“ Eine Viertelstunde später mühten sich zwei Aerzte, den erloschenen Lebensfunken im Körper des Kindes wieder zum Glimmen zu bringen. Unsonst. Es war nichts mehr zu machen. „Herz- und Hirnschlag infolge ausgestandener Schreckens“, lautete das trostlose Endurteil. Das Fräulein mußte noch am gleichen Tage in eine Anstalt gebracht werden, da es, seiner Sinne nimmer mächtig, Verlesung machte, das eigene Leben zu beenden.

Beid bis in die Lippen faltete meine Nichte, nachdem sie das Furchtbare gelesen hatte, die Hände: „Herrgott im Himmel, ich danke



Kinderreigen.

dir, daß mein Unverstand nicht so hart gestraft worden ist, ich will es nie, nie vergessen.“

Und du, liebe Leserin? Nicht wahr, auch du wirst dein Kind fortan vor den Schrecknissen dieses unwürdigen Strafverfahrens ein für allemal bewahren?

### Gebetsmeinung für den Monat Juli.

Die bolschewistische Gefahr. — Missionshilfe durch katholische Ärzte.

### Des Guten zu viel.

Vor einigen Jahren war es. Ich saß im Eisenbahnzug. Mir gegenüber war eine junge Frau, an ihrer Seite, gegen das Fenster zu, ein allerliebstes Bublein von drei bis vier Jahren. Noch heute sehe ich das frische Kindergesichtlein vor mir, und ich erinnere mich noch wohl der tiefblauen, munteren Auglein und der runden roten Wäcklein mit dem reizenden Grübchen beim Lachen und des flachsblonden Lockenhaars. Heute noch sehe ich so das Kind vor mir und höre sein sorgloses Lachen.

Oft habe ich schon an das liebe Kind gedacht, und jedesmal haben sich in das Gedenten bange Befürchtungen gemischt. Ist das Kind heute nervenkrank oder ist daraus ein leichtsinniges Bürschlein geworden?

Ihr wundert euch mit Recht, daß ich bloß an diese zwei Möglichkeiten denke. Aber ich will euch erzählen, was ich auf jener Eisenbahnfahrt beobachtet habe, dann werdet ihr euch nicht mehr wundern. Die junge Frau schien ihre ganze Lebensaufgabe dem Kinde gegenüber darin zu erblicken, daß sie ihm in einem fort wehrte. Da hieß es: „Werner, tu deine Hand vom Fenster weg! — Werner, set' dich ruhig hin! — Werner, schlenkere nicht mit den Beinen! — Werner, schau doch zum Fenster hinaus! Du siehst ja von der ganzen Gegend gar nichts. — Werner, beuge dich nicht so weit hinaus! — Werner, gib acht auf dein Kleidchen! — Werner, is' doch einmal dein Butterbrot! — Werner, schau nicht immer zum Fenster hinaus! Sitz doch ruhig zu mir her! — Werner, sprich nicht so viel! — Werner, schlafen darfst du mir auf keinen Fall hier im Zug! — Werner, sit' aufrecht hin! — Werner, mach beim Atmen den Mund zu! — Werner, schau nicht immer im Zug umher! — Werner...“

Lassen wir's gut sein. Die freundliche Leserin mag sich selber noch etliche hundert mütterliche Mahnungen dazudenken, wenn sie auch im schreiendsten Widerspruch zueinander stehen; das macht gar nichts.

In diesem Tone also ging es die ganze Zeit fort. Ich zog die Uhr hervor und zählte in zehn Minuten genau elf Mahnungen. Der Kleine dauerte mich. Er war durchaus nicht unartig, daß man ihm hätte wehren müssen. Mit wahrer Lammesgeduld ließ er die Brause der mütterlichen Mahnungen über sich ergehen. Ich aber dachte: Was wird wohl werden, wenn der Junge einmal größer ist? — Wohl das, was ich schon angedeutet habe und nichts anderes. Entweder wird er nervös, oder er setzt sich leichten Sinnes über alle mütterlichen Mahnungen hinweg.

Das erste, nämlich daß er nervös wird, ist sehr leicht möglich. Mich ging ja die Sache nichts an, aber ich wurde schon vom bloßen Zuhören ganz zappelig, und eine Nachbarin im Zuge sagte unverhohlen: „Die da macht ihren Buben noch total verrückt, sie selber ist es schon.“

Und wenn dem Jungen die Nerven standhalten, nun, dann trifft sicherlich der zweite Fall ein: die ewige Mahnerei der Mutter wird ihn abtumpfen, und er wird sich allmählich darüber hinwegsetzen, auch dann, wenn das mütterliche Mahnen und Wehren wirklich am Plage und gerechtfertigt ist. Das Mahnen und Wehren ist recht und gut, und wenn Grund dazu da ist, dann ist es sogar eine heilige Pflicht der Eltern und Erzieher; aber — nun, was eben zu viel ist, das ist zu viel; und allzuviel ist ungesund, auch wenn es vom Besten ist. S. M. Saier.

### für die Kinder.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von M. Kuol.

Ich kann's Ihnen nicht verhehlen, Wiesinger, mit Ihrem Arm ist's eine schlimme Sache.“ Ernst stand der Primarius vor dem Patienten. Franz Wiesinger war ihm kein Fremder; zählte er doch zu den besten Arbeitern am städtischen Elektrizitätswerke und hatte als solcher schon mehrmals Installierungen und Reparaturen in der Klinik vorgenommen. Immer zur vollsten Zufriedenheit. Dem Primarius tat der Mann leid, herzlich leid.

„Nur heraus mit der Sprache, ich bin auf alles gefaßt!“ rief Wiesinger, und blickte den Arzt fest und treuherzig an.

„Es ist gut“, sagte der Primarius. Nachdenklich fügte er bei: „Schließlich würde es wenig helfen, wenn ich Sie täuschen wollte, denn entscheiden müssen doch Sie in der Sache. Also, daß ich's kurz sage, der Arm muß weg. Sonst haben wir in einigen Stunden den Brand und dann...“

„Ja, ja, dann ist's aus“, ergänzte Wiesinger mit etwas unterdrückter Stimme. Ueber sein männliches Gesicht mit den scharfen Zügen war ein Schatten gehuscht. Also Amputation oder Tod! So schlimm hatte er sich's freilich nicht gedacht. Hatte sich nur ein paar schmerzliche Eingriffe erwartet. Sehr schmerzliche meinerwegen. Schneiden hätte ihm nicht viel ausgemacht, aber den Arm verlieren... den rechten Arm! Und sein Weib, seine Kinder...! „Herr Primarius, bis wann muß ich mich entscheiden?“

„So rasch wie möglich, guter Freund. Sie sind eben reichlich spät gekommen. Und nun müssen wir mit Viertelstunden rechnen. Daher möchte ich Sie sofort hier im Untersuchungszimmer präparieren und Sie dann ohne weiteres in den Operationsaal bringen lassen.“

Wiesingers dicke Brauen zogen sich zusammen. Einige Augenblicke schien er in intensives Denken verlenkt. Dann sagte er kurz entschlossen: „Herr Primarius, wir lassen's bleiben. Es ist besser, ich sterbe.“

„Das sollten Sie als Familienvater doch noch überlegen“, meinte der Arzt.“ In einer halben Stunde komm ich wieder. Dann dürftest du noch immer Zeit sein.“

Der Arzt ging. Franz Wiesinger durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Der Arm schmerzte heftig, o ja, sonst aber fühlte er sich noch stark, nicht wie ein Mensch, der an der Schwelle des



Eine hungrige Mama.



Todes steht. Aber der Primarius hatte sicher recht: seine Tage, nein, seine Stunden waren gezählt. Und er mußte sie nützen. Er war ein Mann in der Vollkraft der Jahre, kaum vierzig, war immer kerngesund gewesen und nie ohne Arbeit. Wenn andere entlassen wurden, er blieb an seiner Stelle, denn man schätzte ihn. Vor fünf Jahren hatte er geheiratet. In Ernst und in Ehren. Und nun waren drei Kleine da, drei Mäulchen, die nach Brot schrien und die bisher auch immer ihr täglich Brot erhalten hatten. Aber wie, wenn nun sein Arm weg wäre? Dann käme ein vierter hinzu, der essen wollte, ohne zu verdienen? Und wer sollte verdienen? Etwa seine Frau? Undenkbar! Als Familienvater sollte er's überlegen, hatte ihm der Arzt vorhin gesagt. — Ja freilich, und deshalb mußte er für die Kinder sorgen. Und deshalb mußte er sterben.

Er war an eines der Fenster des großen Untersuchungsimmers getreten. Da sah er hinab auf den Spitalhof, wo die Patienten in ihren gestreiften Zwilchkitteln langsam auf und nieder gingen. Der eine mit verbundenem Kopfe, der andere den Arm in der Schlinge, mit einem schweren Gebrechen jeder. Denn hier war die Zentrale menschlichen Elends. Und doch, all diese Elenden hingen an dem armen Fünklein Leben, das noch in ihnen glimmte, und wollten sich's erhalten um jeden Preis. Oh, und auch er, wäre er reich, er würde ohne Zögern sich dem Messer darbieten, würde den rechten Arm, die rechte Hand darangeben, nur um bei den Seinen bleiben zu können. Aber so... Nein, es war unmöglich!

Eine Schwester trat ein, einen neuen Patienten führend. Der hinkte schwer; sie ließ ihn auf einem Liegestuhl Platz nehmen.

„Schwester, führen Sie mich zum Spitalkaplan“, redete Wiesinger sie an. Zugleich warf er sich den Rock um die Schultern; er konnte den hochgeschwollenen Arm nicht mehr in den Ärmel zwingen.

Wiesinger wurde also zum Kaplan geführt. Er hatte nicht lange mit ihm zu schaffen: seine Rechnung mit dem Herrgott war bald gemacht. Dann kam das zweite. Für seine Seele hatte er gesorgt, nun galt's, für die Kinder zu sorgen.

Er wußte Bescheid im Hause; er suchte die Telefonzelle auf und ließ sich mit Ingenieur Knottner, Wielandstraße, verbinden. Er hatte mit diesem Manne in seinem Berufe öfters zu tun gehabt und schätzte ihn.

„Hallo! Herr Ingenieur Knottner! Hier, bitte! Elektromonteur Wiesinger! Städtische Klinik!“ — Sie wünschen, Herr Wiesinger? — „Ich muß sterben, Herr Ingenieur!“ — „Wie... bitte...?“ — „Blutvergiftung, Herr Ingenieur! Morgen vermutlich schon werden meine Kinder Waisen sein!“ — Nicht möglich! — „Sicher sogar! Und nun eine Bitte, eine große Bitte! Wollen Sie Vormund werden?“ Eine kurze Pause. Dem Manne, der vor seinem Tode stand, wurde es bange. Dann aber kam eine warme, herzliche Zusage. „Gott lohne es Ihnen!“ dankte Wiesinger. Und dann „Schluß!“

Nun telefonierte er noch an eine Gemischtwarenhandlung, wo seine Frau einzukaufen pflegte, und bat, sie auf die Klinik zu bestellen. Und als das geschehen war, kehrte er ins Untersuchungszimmer zurück. Dort war der Primarius mit dem Neugekommenen beschäftigt, kaum aber hatte er Wiesinger erblickt, so ging er rasch auf ihn zu. „Nun, sollen wir nicht doch drangehen?“ Wiesinger schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Primarius, es ist besser, wir lassen's bleiben. Aber eine Bitte häßt' ich wohl. Lassen Sie mich in Ihrem Hause sterben.“

Der Arzt bejahte ergriffen. Er werde ein Zimmer allein anweisen lassen, er werde auch sofort eine schmerzstillende Injektion geben.

„O ja, das ist mir lieb; ich muß den Kopf ein bißchen beisammen haben. Aber nur eine Injektion, Herr Primarius, wenn alles besprochen und geregelt ist, brauchst's nichts weiter.“

Gleich nachher wurde Franz Wiesinger auf das Lager gebettet, das er lebend nicht mehr verlassen sollte. Ein Arzt gab die verlangte Injektion; dann lag er allein, die Hände auf der Brust gefaltet, den Blick auf die Türe geheftet, ob sie nicht bald käme.

Es währte auch nicht lange, so ging die Türe auf und eine zarte, blonde Frau erschien, geleitet von einer Schwester, die sich rasch zurückzog.

„Anna!“

„Franz!“

Sie eilte zu ihm, stand neben dem Bette, strich ihm liebevoll über den Kopf. „O gottlob, daß du endlich hier bist! Hast mir gar

nicht gesagt, daß du herkommst, du böjer Mann! Aber ich will dich nicht ausgrennen, weil du dich nun endlich entschlossen hast. Hab dich doch all die Tage so gebeten, du solltest zu einem Doktor gehn mit deinem Arm.“

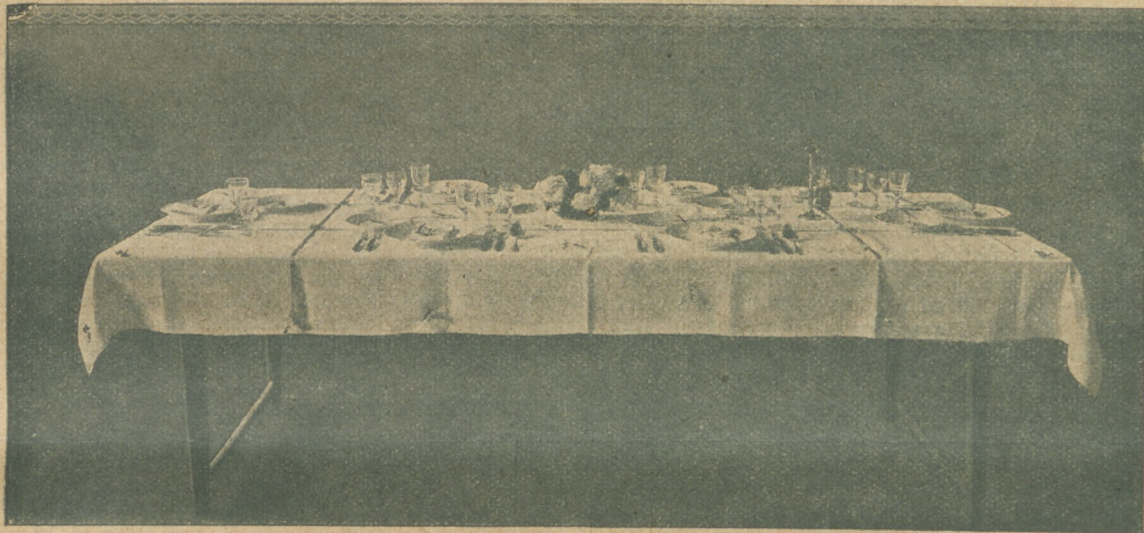
„Du hast wohl recht gehabt, Anna!“ wie ein Stöhnen klang es.

„Tut's arg weh, du Armer? Glaub's gern. Hab's ja selber gesehen, wie's jeden Tag schlimmer geworden ist.“ Die Gute! Sie hat keine Ahnung. Wie soll er's ihr nur beibringen? Er ringt nach Worten.

„Anna, das Wehtun ist nicht das Schlimmste. Sei stark, Anna, sei mein braves Weib. Ich hab dich rufen lassen... zum Abschiednehmen!“

Da schreit sie auf und bricht neben dem Bette in die Knie. „Nein, nein!“ murmelt sie wie eine Erstickende. Und dann lauter: „Nein, nein, es ist nicht wahr!“

Mit unsäglichem Mitleid ruht sein Blick auf dem blonden Kopfe, der auf seiner Hand ruht. So jung ist sie noch und so glücklich waren sie diese Jahre, und nun ist's vorbei. Und alles wegen solch einer Kleinigkeit, wegen einer geringen Verletzung, die er zu wenig beachtet hat! Wie oft hat er sich bei seiner Arbeit viel schlimmer verwundet, und doch ist sein gesundes Blut immer Sieger geblieben. Es hätte auch diesmal gesiegt, wäre er anstatt an seine Tagesarbeit



Einfacher Festtisch zu einer Hochzeitsfeier im Hause.

zum Arzte gegangen. Für einen Augenblick steigt furchtbare Bitterkeit in ihm auf, im nächsten aber tönt es in seinem Innern laut und klar: „Nichts geschieht von ungefähr!“ Und dann ist er wieder stark und ruhig.

Jetzt hebt sie schluchzend das Gesicht. „Es kann nicht sein, es darf nicht sein, es muß eine Hilfe geben! Schneiden, ja schneiden, wenn's schon nicht anders geht, — oh, es ist schrecklich, aber doch lieber schneiden, als...“ Sie springt auf. „Ich lauf' zum Primarius, er muß helfen.“

Der Mann hält sie zurück. „Sei brav, Anna! Verlang' es nicht von mir. Ich will nicht, ich hab's dem Doktor schon gesagt, daß ich nicht will. Ich bin aufs Sterben gerichtet, und ich sterbe leicht, weil ich weiß, daß die Kinder eine brave Mutter haben. Du wirst für die Kinder sorgen, gelt, versprich mir's.“ Seine Linke greift nach ihrer Hand und hält sie fest. „Geh, Weiberl, tu nicht so weinen, geh, sei ruhig! Es tüt' mir so wohl, wenn ich noch ein paar Worte in Frieden mit dir reden könnt.“

Da faßt sie sich. Ihre Liebe ist noch stärker als ihr Schmerz. Einen mächtigen Seufzer zieht sie, dann ist's überwunden. Außerlich wenigstens. Ihm zuliebe. Sie setzt sich neben sein Bett, sie horcht, was er ihr zu sagen hat.

„Für die Kinder ist gesorgt“, beginnt er, als handle es sich um etwas ganz Einfaches. „Du weißt schon, Anna, ein Lump bin ich, Gott sei Dank, nie gewesen, sonst häßt' ich mich nicht an dich herangewagt. Hab mir vor der Heirat etwas Redliches zurückgelegt; es liegt bei der städtischen Sparkasse. Das Büchtl findest du in der Kommode, in der obersten Schublade. Das wird euch in der ersten Zeit über Wasser halten, dich und die Kinder, bis der Vormund sich etwas ausdenkt.“

„Mein Gott“, rief die Frau mit neu aufquellenden Tränen, „wer wird denn für die armen Waislein Vormund werden wollen.“

Er lächelte matt, aber froh. „Es ist alles in Ordnung. Der Ingenieur Knottner hat's übernommen.“

„Der...!“ Ueber ihre blassen Wangen huscht flüchtiges Rot. Er zieht sie an sich, küßt sie auf die Stirne, faßt ehrfürchtig. „Laß



Brauttorte.

dich's nicht verdrießen, mein treuestes Weib. Ich wüß' mir keinen, der besser für die Kinder wäre — für deine Kinder, Anna! Er ist ein Ehrenmann. Wie er um dich gefragt hat, da hat er nicht gewußt, daß wir zwei schon versprochen sind. Hättest es wohl besser gehabt und leichter, mein armes Weiberl, wenn . . ."

Sie legte ihm die Hand auf den Mund, seine Rede unterbrechend. „Und die Lieb zählt nicht?“ fragte sie leise. Dann schwiegen beide. Ueber eine Weile sagte er: „Geh, hol mir die Kinder!“ Und sie verlieh ihn, leise weinend.

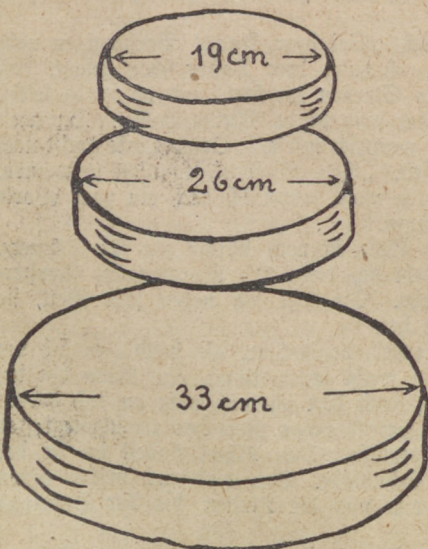
Als sie nach einer Stunde wiederkam, ein Kind an der Hand, eine an den Rockfalten festgeklammert, das Kleinste im Arm, da fand sie ihn furchtbar verändert. Die Wirkung der Injektion war vorbei; das Gesicht war verzogen, entstellt, die Schläfen eingefallen, die Rede matt. „Hab guten Mut, Anna“, flüsterte er. „Während du weg warst, ist er bei mir gewesen. Ein edler Mensch, ein christlicher Mensch. Dem tannst du vertrauen. Und jetzt will ich die Kinder segnen.“

Diese Nacht und den folgenden Tag blieb Anna bei ihm: Eine gutherzige Hausgenossin hatte sich ihrer Kleinen angenommen. Und so saß und kniete sie an seinem Schmerzenslager als hilflose Zeugin sich steigender Qualen, aber auch echt männlich-christlicher Geduld. „Sorge für die Kinder“, wiederholte er immer wieder. „Sorge für die Kinder“, war sein letztes Wort. Er hätte es nicht zu sagen brauchen, aber weil es eben sein letztes war, prägte es sich ihr ein wie mit feurigen Lettern.

Als er ausgerungen hatte, reichte ihr der Kaplan des Spitals ein verchloßenes Schreiben. „Ich habe es unter seinem Diktat geschrieben, gute Frau, weiß aber nicht, worum es sich handelt. Nur daß seine letzte Bitte an Sie ist.“

Sie öffnete den Umschlag, las, errötete jäh. Es waren nur wenige Worte. „Wenn er dich fragt, dann sag ja. Für die Kinder!“

Ein Jahr später folgte Franz Wiesingers Witwe dem Ingenieur Knottner zum Altare. Eine ernste Hochzeit. Aber für die Kinder war gesorgt.



Einzelansichten zur Brauttorte.

### Kraftsparende Körperhaltung bei der Hausarbeit.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß das körperlich Anstrengendste im Haushalt das Stehen ist. Nicht etwa nur für die Füße und Beine, die dadurch besonders beansprucht werden, sondern für den ganzen Körper, weil auch die Arm- und besonders die Rückenmuskeln eine außergewöhnlich starke Spannung dabei erfahren. Denn man steht ja nicht, um zu stehen, sondern man arbeitet dabei irgend etwas mit den Händen (z. B. Geschirrwaschen), und zwar gewöhnlich leicht nach vorn gebeugt oder gar gebückt, woraus sich, außer der Belastung der gesamten Beinmuskulatur, die allen Haus-

bundene mehr oder weniger starke Vorbeugen (das an sich schlimmere tiefe Bücken kommt ja nur selten langanhaltend in Frage). Diese bei aller Hausarbeit häufigste und zugleich gesundheitschädlichste Körperhaltung ist die Hauptursache der meisten Weiberkrankungen, wie Krampfadern, geschwollene Füße, Platt-, Senk- und Kniefuß, die in den letzten Jahren so große Ausdehnung gewonnen haben. Auch ein großer Teil des abendlichen Abspannungsgefühles, überhaupt der übermäßigen Müdigkeit bei der Hausfrau, muß auf das vielzuwele Stehen und Hantieren in halbgebückter Haltung zurückgeführt werden.

Der einfache Schluß aus alledem ist: Vermeide im Haus möglichst das Arbeiten im Stehen und in jeder Haltung, die andere als die für die betreffende Verrichtung unmittelbar in Frage kommenden Muskelgruppen beansprucht. Wenn man nach diesem Grundsatz bisher recht wenig gehandelt hat, so trägt die Hauptschuld daran wohl die alte, aus ganz anderen Zeiten stammende und überkommene Meinung: „Aber man kann doch im Sitzen nicht arbeiten!“ Mit dieser völlig falschen und sinnlosen Ueberlieferung muß endlich restlos gebrochen und danach getrachtet werden, bei fast allen häuslichen Arbeitsverrichtungen das anstrengende Stehen mit dem Sitzen in bequemer Stellung zu vertauschen.

Um diese Haltung, das heißt mögliche Entlastung aller Muskeln zu erreichen, ist es vor allem notwendig, auf die richtige Arbeitshöhe zu achten, was keineswegs so schwierig ist, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Denn wenn sich auch Tisch und Herd im allgemeinen nicht in eine andere Höhe bringen lassen, so kann man doch den Sitz des Stuhles durch Unterlegen eines abgepackten, nicht zu weichen, mit Holzwole oder Heu gefüllten Kissens, das man für diesen Zweck stets in der Küche bereit hält, um das notwendige Maß erhöhen. Man kann sich das verstellbare Bügelgestell, das ohne weiteres alles Bügeln im Sitzen ermöglicht, ersparen, indem man einem alten Tisch die Füße so weit absägt, daß man die Tischplatte niedrig genug bekommt (dicht über den Knien), um bequem daran sitzend bügeln zu können. Nur beim Bügeln von Stidereien und Stärkhemden, bei denen man mit aller Kraft von oben auf das Eisen drücken muß, braucht man dann aufzustehen. Auch für Gemüsepuzen und Abpülarbeit kann man einen solchen Tisch verwenden. Einen zu tiefen Abwaschtisch kann man unschädlich machen, indem man eine umgedrehte Schüssel hineinstellt und auf diese erst die eigentliche Abwaschschüssel setzt. Besitzt man keinen Abwaschtisch und ist man gezwungen, in einer gewöhnlich auf den Küchentisch gesetzten Schüssel abzuspülen, so muß man entweder den Sitz des Stuhles noch entsprechend mehr erhöhen oder, was meist einfacher sein wird, man stellt die Schüssel, anstatt auf den Tisch, auf eine Bank, Kochtische oder ähnliches und gleicht durch eine zweite, umgekehrt gestellte Schüssel aus. Dem Erfindergeist der rührigen Hausfrau sind hier Tür und Tor geöffnet, und ich kann aus meiner eigenen Erfahrung verraten, daß nichts mehr Freude macht, als wenn man bei irgendeinem Problem eine neue, bessere Lösung gefunden hat. Erreichen kann man diese immer, es kommt nur auf den das Ziel sicher im Auge behaltenden Willen an. Um zu einer wirklich idealen Lösung zu kommen, muß man immer wieder bei jeder Arbeit darauf achten, ob man auch bei längerer Dauer keinerlei unangenehme Muskelspannung empfindet. Erst wenn das der Fall ist, darf man zufrieden sein. Dann muß man sich die Anordnung der zu dieser Verrichtung gebrauchten Gegenstände genau einprägen, damit man die Denk- und Versuchsarbeit nicht stets wieder von neuem zu leisten hat und ohne Zeitverlust die erprobte Aufstellung der Gegenstände vornehmen kann.

Auch die geeigneten Hilfsmittel soll man sich stets da zur Hand halten, wo sie immer wieder gebraucht werden; so zum Beispiel das oben erwähnte Kissen und die sehr wichtige Fußbank für die Fälle, wo man irgend etwas, etwa eine Schüssel, sitzend auf den Knien halten will. Außerdem sollte ein 2-stufiger sogenannter „Tritt“ überall vorhanden sein, damit beim Herabnehmen hoch angebrachter Gegenstände, beim Reinemachen und so weiter unnötiges Ausreden vermieden wird. Alle zur Bearbeitung des Fußbodens verwendeten Geräte verseehe man mit möglichst langen Stielen, zum Beispiel auch den Handfeger.

Viele allgemein verhaßte Beschäftigungen verlieren ihren Schrecken durch kraftsparende Körperhaltung fast ganz, so beispielsweise das oft qualvolle Geschirrwaschen der ohne Hilfe arbeitenden Hausfrau, das, sitzend vorgenommen, auch von der schon ermüdeten Frau nicht mehr als Anstrengung empfunden wird. Wenn man sich erst einmal klar gemacht hat, daß die bequemste Arbeitshaltung auch die zweckmäßigste ist und daß eine unbequeme Stellung sich durch Veränderung der „Arbeitshöhe“ und andere Hilfsmittelmaßnahmen immer vermeiden läßt, so wird man bald zu einer nie geahnten Kraftersparnis bei aller Hausarbeit gelangen. Dr. Erna Meyer, München.

(Aus „Der neue Haushalt“ von Erna Meyer. Geb. 6.50 Mk. Zu beziehen durch die Buchhandlung Ludwig Auer in Donaauwörth.)

### Hochzeitsfeier im eigenen Hause.

Dies Wort hat jeher große Anforderungen an das Können der Hausfrau gestellt. Wieweil sorgende Gedanken verursacht allein schon die Zusammenstellung des Festmahls. Verschiedenen Anfragen zufolge, wollen wir hier einige Ratsschlüsse und Winkte folgen lassen:

Beim Abfassen der Speisefolge muß man sich in erster Linie über den Hauptgang, der den Höhepunkt des Mahles darstellt, klar werden und diesem dann die übrigen Gänge angliedern. Auf diese Weise vereinfacht sich die Zusammenstellung ungemein.

Als Hauptgang wird in den meisten Fällen gewählt: Roastbeef, Lendenbraten, Kalbsrücken, Wild.

Nehmen wir Roastbeef an und dazu garnierte Gemüseplatten, oder der Braten von Gemüse umgeben. In diesem Falle könnte die Speisefolge lauten:

1. Hühnerkraftbrühe mit Klößchen. Schellfisch mit holländischer Sauce und runden Kartoffelchen. Roastbeef garniert oder mit Gemüseplatten. Junge Hähnen, Salat und Kompott. Brauttorte, Kleinbrot, Obst, Kaffee.

frauen leider so wohlbekennte Anspannung, vor allem der unteren Rücken-, aber auch der Schulter- und Nackenmuskeln ergibt. Daher ist keine Körperhaltung so ermüdend und geradezu gefährlich wie das Stehen und das damit ver-

2. Oder einfacher: Hühnerkraftbrühe mit Klößchen. Lendenbraten garniert mit Pastetchen, die mit Gemüse gefüllt sind, dazu Kartoffelbrei. Junge Hahnen oder Enten, Salat und Kompott. Brauttorte, Kleinbackwerk, Obst, Kaffee.

3. Oder: Hühnerkraftbrühe mit Klößchen. Gefüllte Pastetchen. Schinken wie Wildschweinbraten mit Gemüseplatte. Backwerk, Obst, Kaffee.

Was das Fleisch betrifft, rechnet man etwa 300 Gramm einschließlich Knochen pro Person. Fisch 250 Gramm. Hahnen sechs Stück für zehn Personen. Pastetchen zwei bis drei Stück pro Person.

Das Selbstanfertigen der Pastetchen ist nur denen zu raten die Uebung und Fertigkeit darin haben. Alle andern tun besser und fahren billiger, wenn sie sie beim Konditor bestellen. Man unterscheidet solche zu Füllzwecken und leere, gewöhnlich in Halbmondsform oder achteckig. Wo sie wie bei Nr. 3 einen eigenen Gang darstellen, füllt man sie mit einer kräftigen, dicken Tunke, in die man jede Art gebratenes Fleisch, oder wie hier die Suppenhenne, dann auch Hirn oder Brieschen, sorgsam gedämpft und klein zerschnitten, gibt.

Dienen die Pastetchen als Garnierung des Lendenbratens oder Roastbeefs, dann füllt man sie mit verschiedenartigen Gemüse. Leere Pastetchen dienen meistens zum Garnieren von Gemüseplatten.

Zur Hühnerkraftbrühe rechnet man für zehn Personen ein fleischiges Suppenhuhn und alle Knochen und Abfälle der Braten. Am besten kocht man die Brühe tags zuvor, damit man sie gut abkühlen und entfetten kann. Sofern man die Henne zur Füllung der Pastetchen braucht, macht man Butter- oder Schwammklößchen für die Suppe, im andern Fall solche aus dem Hühnerfleisch. Rezept hierzu: Vier Brötchen schneidet man in feine Scheiben, übergießt sie mit  $\frac{1}{4}$  Liter kochender Milch und läßt sie zugedeckt  $\frac{1}{4}$  Stunde stehen. Dann verrührt man sie tüchtig, gibt sie mit 125 Gramm Butter in einen Topf und dämpft sie, bis sich die Masse vom Topfe löst. Abgefüllt kommt das in der Fleischmaschine gewiegte Fleisch dazu, sowie Salz, Mustard und drei Eier. Alles tüchtig verschaffen. Sodann läßt man längliche Klößchen aus und läßt sie zehn Minuten in Salzwasser ziehen, direkt kochen dürfen sie nicht. Aber zuerst probieren. Ist der Teig zu weich, gibt man ein Eiweiß zu, ist er hartlich, etwas Milch.

Da der in Nr. 3 angegebene „Schinken wie Wildschweinbraten bereitet“ weniger bekannt ist, soll das Rezept folgen.

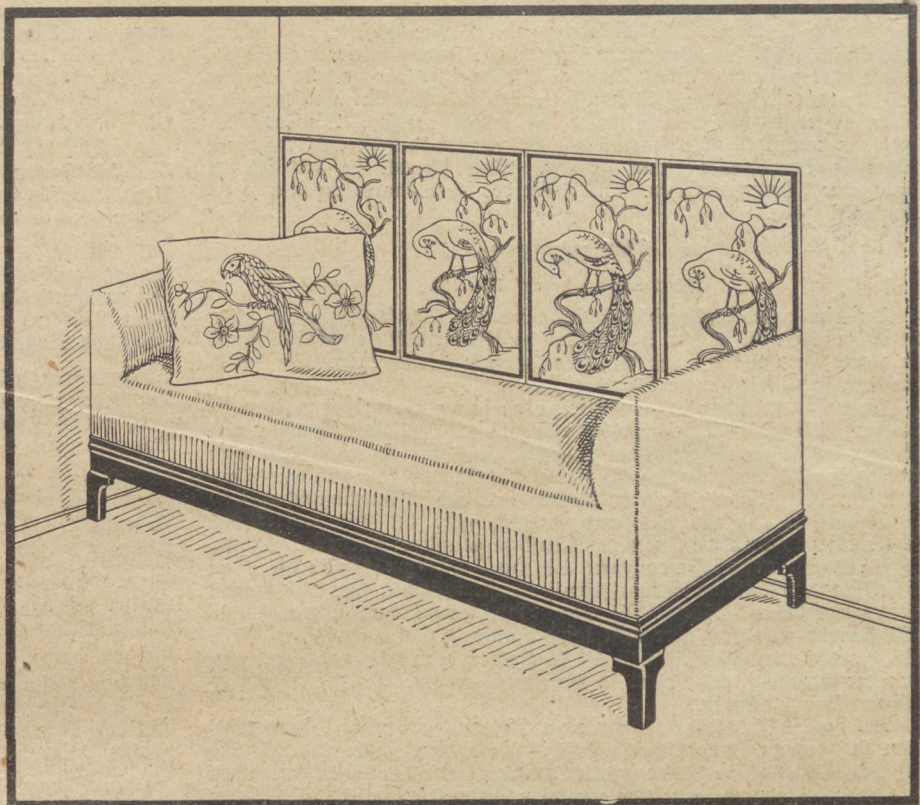
Der ungebeizte Schinken oder nicht fettes Schweinefleisch, das gerollt wird, kommt zwei Tage in folgende Beize: Ein halber Liter Weinessig, Salz, Pfeffer, eine Nessel, zerdrückte Wacholderbeeren, einige Senfkörner, etwas Majoran wird aufgelöst, lauwarm über das Fleisch gegossen und mehrmals täglich das Fleisch darin umgewendet. Handelt es sich um Rollbraten, wird dieser vor dem Rollen innen etwas gesalzen. Wie schon bemerkt, bleibt das Fleisch zwei Tage darin. Vor dem Kochen gießt man die Beize durch ein Sieb. Dann legt man das Fleisch in einen tiefen Topf, gießt die Hälfte der Beize und zwei Glas roten Wein darüber, fügt Schwarzbrotkruste und drei Wacholderbeeren bei und läßt das Fleisch wohl zugedeckt 2–3 Stunden dämpfen. Es muß immer wieder umgewendet und begossen werden, dann nimmt man das Fleisch heraus. Ist es ein Schinken, zieht man die Schwarte ab und legt ihn oder das gerollte Stück in eine Bratpfanne und stellt diese in den heißen Bratofen, wo das Fleisch bei stetem Uebergießen mit dem eingedämpften Bratenast in etwa einer Viertelstunde Farbe annehmen soll. Die vom Fett befreite Soße wird mit Wein, etwas verquirltem Mondamin, Tomatenmark und eine Prise Zuder ohne das Fleisch noch tüchtig gefocht und dann durchgeseiht. Man kann auch statt Mondamin eine braune Einbrenn verwenden. Mit diesem pikanten Braten wird man immer Ehre einlegen.

Die Weinfrage beim Mittagessen ist lediglich Frage des Geldbeutels und wird meistens vom Hausherrn entschieden. Wer es sich leisten kann, gibt Moselwein zum Fisch oder zur Speise, roten Wein, Rheinwein zum Braten. Nachher Schaumwein. Mineralwasser sollte nie fehlen.

Ist ein Abendessen in Aussicht zu nehmen, genügt für einfache Verhältnisse ein kräftiger Gang mit nachfolgender Käseplatte. Später Kaffee mit Zutat.

Als Nachtessengang ist Sauerbraten mit Nudeln oder Wild und Nudeln oder heißer, nicht stark geräucherter Schinken und Kartoffelsalat sehr beliebt, ebenso Bratwürste oder kalte Aufschnittplatten und Kartoffelsalat. Als Grundsatz gelte: Nichts Uebertriebenes, aber was geboten wird, sorgfältig zubereitet und schön angerichtet und ja von allem genug.

Lieber ein einfaches Essen, Speisen, die sich billiger zubereiten lassen, als halbgefüllte Schüsseln, bei denen niemand wagt, herzhaft zuzugreifen. Dies kann die ganze Stimmung des Hochzeitsmahles verderben, während ein einfacher, aber reichlich bestellter Tisch sich sehr wohl mit froher Feststimmung vereinen läßt.



Nr. 6124. Moderner vierteiliger Wandbehang mit Pfauen in Buntstickerei oder Malerei. Größe des Musters 30 cm breit und 70 cm lang.

Nr. 6125. Rissen in Buntstickerei oder Malerei mit Katadu, 40×52 cm groß.

Die naturgroßen Biegemuster zu diesem Wandbehang sowie zum Rissen sind zu beziehen durch die Musterabteilung der „Monika“ in Sigmaringendorf (Sohenzollern) gegen Voreinrichtung des Betrages für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto der Schriftleitung der „Monika“, Nr. 22860 in München, oder gegen Nachnahme, und zwar für 1 Muster zum Wandbehang 55 Pfg., für 4 Muster zusammen 1.85 Mk.; für das Rissen mit Katadu 60 Pfg.

## Einfacher festlich zu einer Hochzeitsfeier im Hause.

Mit 1 Abbildung auf Seite 129.

Da die Hochzeitsfeiern vielfach im engsten Familienkreise abgehalten werden, dürften ganz gewiß manchen Leserinnen unserer Zeitschrift einige Winke bezüglich des Deckens des Festtisches recht nützlich und willkommen sein. Wie dies mit einfachen Mitteln recht sinnig und würdig geschehen kann, zeigen die nachstehenden Ausführungen.

Ueber das weiße Tafeltuch werden der Länge und Breite nach je zwei schmale, hellgrüne, glänzende Seidenbänder gelegt, deren Enden über die Tischkante herabhängen und mit kleinen Myrtensträußchen geschmückt sind. Auch die vier Kreuzungen der Bänder sind durch Myrtensträußchen zusammengehalten. Die Tischmitte ziert ein Myrtenbäumchen oder eine flache Schale mit weißen Rosen. Zu beiden Seiten der letzteren können auch kleine Vasen, ebenfalls mit Rosen gefüllt, aufgestellt werden, die man durch hübsch angeordnete Bänder mit ihr verbindet. Die mittlere Dekoration des Tisches



Nr. 6126. Moderne ovale Decke in japanischem Geschmack, in buntem Plattstich oder in Malerei auszuführen. Größe 40×55 cm.

Das naturgroße Biegemuster zu dieser Decke ist zu beziehen durch die Musterabteilung der „Monika“ in Sigmaringendorf (Sohenzollern) gegen Voreinrichtung von 1.05 Mk. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto der Schriftleitung der „Monika“, Nr. 22860 in München, oder gegen Nachnahme.

soll nicht zu hoch sein, damit sie den Blick auf die gegenüberliegende Persönlichkeit nicht behindert. Die Anordnung der Teller, Bestecke und Gläser erfolgt in der üblichen Weise. Die Suppenteller können entweder gleich mitgedeckt oder auf einem kleinen Tischchen bereitgehalten werden. In letzterem Falle werden sie dort gefüllt und herumgereicht. Die Art und Zahl der Gläser richtet sich nach den Getränken, die geboten werden. Die Servietten legt man nur flach. Aus hygienischen Gründen werden sie nicht mehr je früher in komplizierter Form gefaltet. Man schmückt sie mit frischem Grün oder Myrtensträußchen. Die Teller des Brautpaares erhalten je ein Myrtenkränzchen.

## Brauttorte.

Mit 2 Abbildungen auf Seite 130.

Da dies wundervoll wirkende Stück keinerlei Schwierigkeiten bei seiner Herstellung bereitet, ist das Selbstbacken desselben wirklich anzuraten, zumal die Torte schon 2 Tage vor dem Feste gemacht werden kann. Sie besteht aus drei verschiedenen Torten:

Nr. 1. Brottorte in einer Springform von 33 cm Durchmesser. 375 Gramm Zucker rührt man mit 12 Eigelb sehr schaumig, gibt alsdann 190 Gramm geriebenes Schwarzbrot dazu, das mit Rum oder Kirchwasser befeuchtet worden ist, ebenso 100 Gramm fein geriebene Mandeln, eine Messerspitze Zimt und Nelken, verwegte Pomeranzenschale und  $\frac{1}{2}$  Backpulver. Ist dies alles gut verrührt, folgt der steife Schnee von 12 Eiweiß und wird die Torte in Mittelhöhe gebacken. Backzeit 1 Stunde.

Nr. 2. In einer Form von 26 cm Durchmesser folgt eine Vanilletorte. Man schlägt 6 Eiweiß zu festem Schnee, fügt 250 Gramm Staubzucker bei und rührt  $\frac{1}{2}$  Stunde. Dann kommt Vanillin dazu, ebenso 125 Gramm zerlassene, aber nicht heiße Butter, 125 Gramm feines Mehl, 125 Gramm Kartoffelmehl und  $\frac{1}{2}$  Backpulver, das alles wird gut miteinander vermischt und sofort in die Form gegeben. Backzeit in nicht zu heißem Ofen 1 Stunde.

Nr. 3 wird in einer Form von 19 cm gemacht. Hierzu rührt man 70 Gramm Butter schaumig, fügt 90 Gramm Zucker und 5 Eigelb bei und rührt noch  $\frac{1}{2}$  Stunde weiter, dann gibt man den Saft einer ganzen und die Schale einer halben, feinst gewiegten Zitrone dazu, zuletzt 100 Gramm feines Mehl und  $\frac{1}{2}$  Backpulver. Backzeit in Mittelhöhe 1 Stunde. Sollte der Teig etwas fest sein, kann man 1 Eßlöffel voll Milch zugeben.

Am nächsten Tag legt man alle 3 Torten aufeinander und überzieht sie mit Rumglasure. Man rührt hierzu 250 Gramm Staubzucker (ja keinen andern) mit 1 Eßlöffel voll Rum und etwas Wasser zu einem Brei, den man mit einem breiten Messer sorgfältig über die Tortenoberfläche und ihre Abstufungen und Ränder streicht.

Während die Glasure trocknet, bereitet man 2 Arten Buttercreme.

1. Man gibt 100 Gramm feinen Zucker, 6 Eigelb,  $\frac{1}{4}$  Liter Milch und 1 Eßlöffel voll Mondamin in einen hohen Topf, den man in kochendes Wasser stellt und so die Masse schlägt, bis sie dick und schaumig ist. Dann nimmt man sie vom Herd weg und schlägt sie weiter, bis sie kalt ist. Inzwischen rührt man 200 Gramm süße Butter schaumig und gibt die kalte Creme dazu.

2. In einer weiten Schüssel läßt man auf der warmen Herdplatte 100 Gramm gute Butterchokolade erweichen und rührt die Hälfte der eben beschriebenen Buttercreme darunter, unter die andere gelbe Hälfte mischt man 1 Kaffeelöffel voll Rum.

Das Verzieren kann nach Geschmack und Geschick ausgeführt werden. Sehr hübsch nimmt sich die Folgende aus: Man ritzt mit einer spitzen Strindadel festonartige Bogen auf den freien Teil der beiden untern Torten. Dann gibt man die kalte, braune Creme in einen Spritzbeutel mit bleistiftförmiger getippter Fülle und spritzt die Creme der Zeichnung nach, so daß rundum braune Festons zu sehen sind. In die Mitte jeden Bogens kommt ein Häufchen gelbe Creme, dem man die Form einer Rose gibt. Auf die oberste Torte wird das Monogramm des jungen Paares in gelb und braun gespritzt und der Rand mit Bogen oder Zadenlinien geziert. Diese ebenso schöne als feine Torte reicht für mindestens 15 Personen.

## Gandarbeiten, als Hochzeitsgeschenke passend.

Nr. 6124. **Moderner vierteiliger Wandbehang mit Pfauen in Buntstickerei oder Malerei.** Größe des Wanders 30 cm breit und 70 cm lang. Dieser hochmoderne vierteilige Wandbehang ist für Ess-, Wohn- oder Herrenzimmer gleich gut passend und kann sowohl gestickt wie in Malerei ausgeführt werden. Die Farben sind genau auf dem Bügelmuster angegeben, die fertige Arbeit ist von gerademußigster Wirkung. Hinter dem Sofa, dem Ruhebett oder sonst an passender Stelle angebracht, ist ein solcher Wandbehang ein wundervoller Zimmerschmuck. Man kann ihn auch ein-, zwei- oder dreiteilig arbeiten.

Nr. 6125. **Rissen in Buntstickerei oder Malerei mit Kaladu,** 40×52 cm groß. Ebenso modern und beliebt ist auch das Rissen mit Kaladu. Man sticht oder malt es nach den auf dem Bügelmuster angegebenen Farben. Als Grundstoff dient mittelfarbiger oder dunkler Rips, nach Belieben auch Tuch, Seide oder dergleichen. Glanzperlgarn oder Kunstseide ergibt den Sticksaden. Zur Rückwand des Rissens nimmt man Satin in passender Farbe.

Nr. 6126. **Moderne ovale Decke in japanischem Geschmack, in buntem Blattstich oder in Malerei auszuführen.** Größe 40×55 cm. Auf mittel- oder dunkel- oder hellfarbigem Stoff wird die reiche Stickerei mit Sticksäden oder Glanzstich ausgeführt. Das Bügelmuster gibt die Farben genau an. Auch für Malerei läßt sich das Muster vorzüglich verwenden. Man kann es auch für ein Rissen benutzen

und läßt in diesem Falle nur den Bogenrand weg. Die Decke ist auch auf schwarzer, kräftiger Atlasseide vorgezeichnet mit Sticksädenfang zu 4.50 Mk. erhältlich in der kunstgewerblichen Werkstätte Kurt Kallmer, Plauen im Vogtland, Kaiserstraße 12.

## Der Rosenkranz als Hochzeitsgeschenk.

Liebes Bräutchen, sieh, ich bringe heut dir einen Blütenkranz,  
Denn ich möcht mit guter Gabe mehren deines Festes Glanz,  
Sicher wird es dich erfreuen, wenn ich ein Geschenk dir biet,  
Das nicht in dem Erdengarten, nein, im Himmel ist erbliht.

Rosen, unsrer Flur entsprossen, welken, ach so bald dahin,  
Nur zu schnell sehn wir sie schwinden, wie des Himmels Wolken ziehn.  
Heute Knospen, morgen Blüten, Blatt auf Blatt sinkt dann zur Erd,  
Alle scheiden wie die Wogen. Keines jemals wiederkehrt.

Solchen Kranz will ich nicht bringen, der für heute nur erfreut,  
Der schon, wenn er kaum gewunden, der Vernichtung ist geweiht.  
Nein, mein Kranz, er stammt vom Himmel, ist ein teures Liebespand,  
Das zu unserm Glück und Heile, reichte uns Mariens Hand.

Rosenkranz, o hehre Gabe, mäch'ge Waffe in dem Streit,  
Die dem schwachen Erdensohne Mut und Kraft und Sieg verleiht.  
Rosenkranz, o Trostesquelle, die dem Pilger Lindrung bringt,  
Wenn er mit des Lebens Mähen, mit viel Not und Elend ringt.

Teure Braut! O mög gefallen dir die Gabe klein, doch hehr,  
Wohin dich das Schicksal führet, zoll dem Rosenkranze Ehr.  
Oft in fromm gefaltten Händen prang dies Kleinod, Gott entstammt,  
Wie wohl in des Kriegers Rechten sieggewohnt das Schlachtschwert flammt.

Mit dem Rosenkranz wirst gründen sicher du dein Lebensglück,  
Vor dem Rosenkranz wirst schwinden herbes Leid und Mißgeschick.  
Mit dem Rosenkranz wirst bringen Segen du dem Gatten wert,  
Wahre Liebe, Herzenstreue, wird durch ihn dir stets besert.

Zu den Blumen, die man bietet heute dir mit frohem Sinn,  
Will, o teure Braut, ich legen meine schlichte Gabe hin.  
Laß in stiller Andachtsstunde Perle sich an Perle reihn,  
Und mög' Gott zu allen Zeiten deines Glückes Schützer sein!

M.

## Trinkspruch zu einer Hochzeit.

„Wem der große Wurf gelungen“,  
Also sang der Dichtermund,  
Und ich tu es frohen Herzens  
Hier an dieser Tafel kund,  
Daß der große Wurf gelungen  
Wieder einem treuen Paar,  
Das in Sympathie und Freundschaft  
Lange schon verbunden war.  
Seule hat sie Gott vereinet  
In dem höchsten Liebesband  
Und als Gatten durch das Leben  
Wallen sie nun Hand in Hand.

Alle Schätze dieser Erde,  
Sei es selbst ein Königreich,  
Kommen nicht dem hohen Reichtum  
Eines treuen Herzens gleich.  
Wenn in wahrer Lieb verbunden  
Mann und Weib die Straße ziehn,  
Wird Zufriedenheit und Freude  
Stets in Haus und Herzen blühn.  
Diese Liebe ist zu finden  
Auch bei dir, du teures Paar,  
Möge Gott sie euch erhalten  
Viele, viele schöne Jahr.

Laßt uns froh das Glas erheben  
Seut an diesem Ehrentag,  
Und von ganzem Herzen wünschen:  
Gott die Beiden segnen mag! Rose Stolle-Unterweger.

## Wer weiß Rat?

Welche Monikaleerin kann mir aus Erfahrung ein gutes Mittel gegen S s h i a s empfehlen?

Meine Schwester, 47 Jahre alt, leidet schon seit einigen Jahren wiederholt an heftig auftretenden Kopfschmerzen, die jeweils durch Einwirkung von Wärme wieder nachlassen. Im Februar dieses Jahres hatte sie nun Kopfgrippe und seit dieser Zeit immer während der Nacht starke Kopfschmerzen, so daß der Schlaf gänzlich schwindet. Die vom Arzt verordneten Arznelien hatten bisher keine Wirkung. Was könnte hier von Erfolg sein?

Wer hilft einem braven, begabten 13jährigen Mädchen, dessen sehnlichster Wunsch es ist, Lehrerin zu werden und in ein Benediktinerinnenkloster einzutreten, durch eine Unterstützung? Die Eltern des Mädchens sind nicht in der Lage, die Kosten für die Lehrerinnenausbildung zu bestreiten. Spenden nimmt dankbarst entgegen die Schriftleitung der „Monika“ in Sigmaringendorf (Hohenzollern) auf das Postfachkonto München Nr. 22860.

Fortsetzung des Textes im Anzeigenteil.

Nummer 14 wird erst in der Woche vom 19.—25. Juli ausgeliefert.

Vierteljahrespreis der Halbmonats-Ausgabe in Deutschland nur 80 Pfg.

Alle Rechte vorbehalten. — Herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassanum in Donauwörth (Bayern). Postfachkonto: München 232, Saarbrücken 4097. Postsparkassentonto: Prag 59 221. — Auslieferung in Oesterreich durch die Buchhandlung Ludwig Auer in Wien I, Singerstraße 7, Postsparkassentonto Wien 59 221, in der Schweiz durch die Buchhandlung Ludwig Auer, Basel, Dornacherstraße 74, Konto beim Postfachbüro Basel V 8159. — Für die Redaktion verantwortlich: E. M. Zimmerer und M. Quetsch in Sigmaringendorf (Hohenzollern); Direktor der katholischen Schulorganisation i. B. Johann Jintl, München, Kaulbachstraße 20/1. In Oesterreich für den Herausgeber verantwortlich: P. Jyrill Fißler in Wien I, Franziskanerplatz 4.